

Jean Jacques Rousseau

Eine
psychoanalytische
Studie

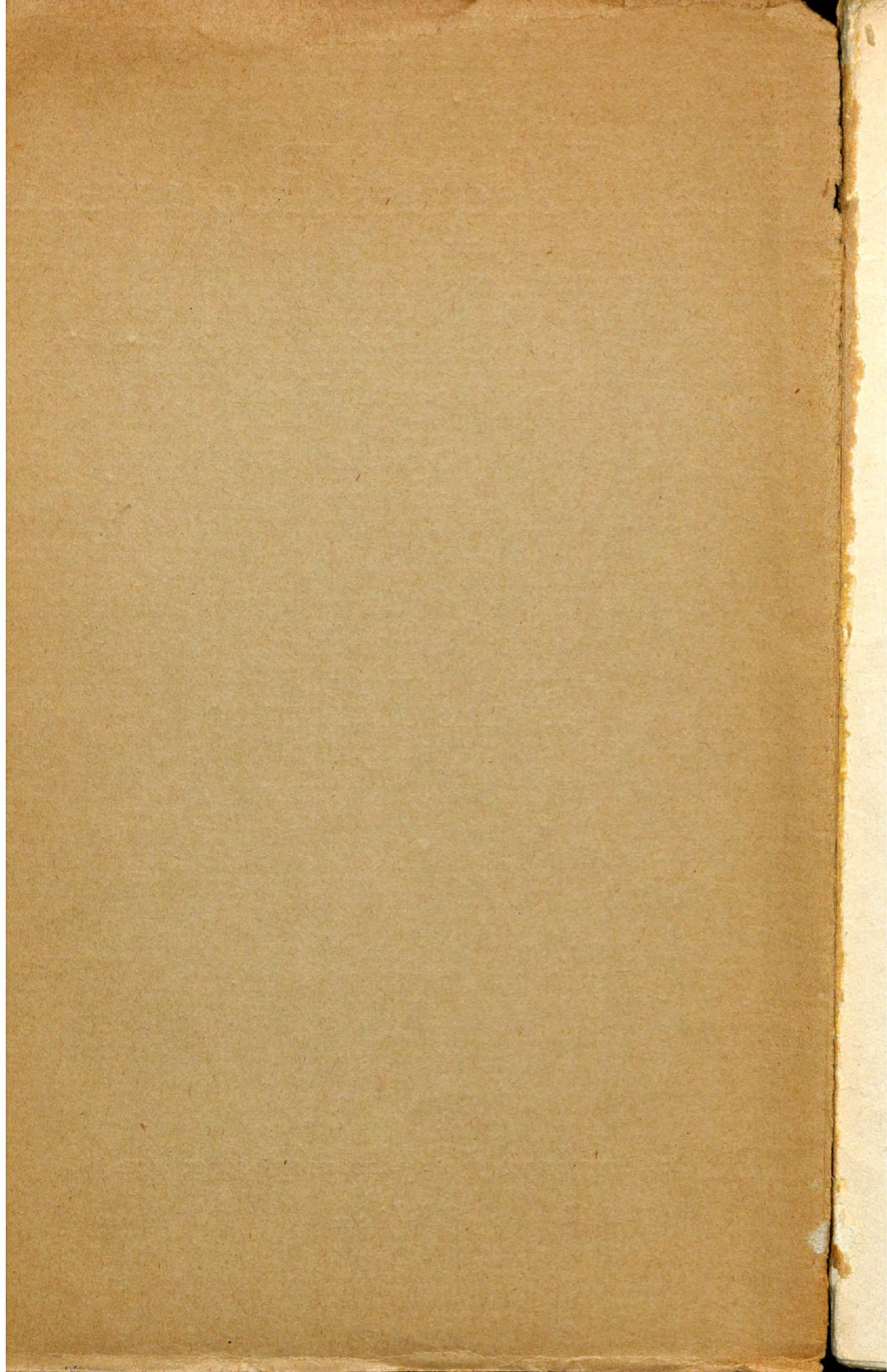
Von

René Laforgue

Paris

Internationaler Psychoanalytischer Verlag

W i e n



Jean Jacques Rousseau

Eine psychoanalytische Studie

Von

René Laforgue

Paris

*Sonderabdruck aus „Imago, Zeitschrift für Anwendung der
Psychoanalyse auf die Natur- und Geisteswissenschaften“
(herausgegeben von Sigm. Freud), Bd. XVI (1930)*

1930

Internationaler Psychoanalytischer Verlag

Wien

Alle Rechte,
insbesondere die der Übersetzung,
vorbehalten



DIE PSYCHOANALYTISCHE HOCHSCHULE IN BERLIN

Druck: Christoph Reisser's Söhne, Wien V

Jean Jacques Rousseau

Vortrag in der „Groupe d'études philosophiques et scientifiques pour l'examen des tendances nouvelles“ am 19. Mai 1927

Meine Damen und Herren, ich gestehe Ihnen, daß der Gegenstand meines Vortrages mich fast ein wenig in Verlegenheit setzt. Seine Darstellung scheint mir mit Schwierigkeiten verbunden zu sein. Wenn es sich nur um eine gewöhnliche psychologische Studie über Jean Jacques Rousseaus Leben handelte, würde ich keinen Augenblick zögern. Eine psychoanalytische Untersuchung ist aber nicht dasselbe.

Es bedarf einer besonderen Einstellung, um vor den nackten Tatsachen objektiv zu bleiben. Nun wissen Sie aber ebensogut wie ich, daß es in unserer Kultur zur Überlieferung gehört, die Wahrheit zu verschleiern, um die Vergangenheit ehrwürdiger zu gestalten, ihr einen Schein von Heiligkeit und Keuschheit zu verleihen. So riskiert man, einen Philosophen, so groß auch sein Genie sein mag, aus der Nähe mit allen seinen Schwächen zeichnend, ihn in den Augen vieler Personen lächerlich zu machen. Um sich davon zu überzeugen, ist es nicht notwendig, Bergsons „Lachen“ gelesen zu haben. Wir aber haben nicht die Absicht, Rousseau zu verkleinern, sondern ihn in seiner vollen Menschlichkeit zu verstehen.

Eine psychoanalytische Studie muß sich auf Fakten aus dem intimen Leben eines Menschen stützen, die jeden, der nicht mit der psychoanalytischen Methode vertraut ist, abstoßen könnten. Man kann darauf erwidern, daß gerade Jean Jacques über nicht allzu viele Skrupel Zeugnis ablegte, als es sich darum handelte, gewisse Wahrheiten, die ihm zum Nachteil gereichen konnten,

eingestehen. Es ist allerdings zu sagen, meine Damen und Herren, daß die Psychoanalyse in ihrer Freilegung der Komplexe sich als viel unbarmherziger erweist als Rousseau selber. Viele Rechtfertigungen und Rationalisierungen, die Rousseau erfunden hat, um sich selber gegenüber den Schein seiner Superiorität zu wahren, müssen dabei fortfallen. Es bleibt davon nichts übrig als eine geschickte Gedankenspielerei eines Autors, dem es noch mehr am Herzen lag, sich selber zu täuschen als andere zu hintergehen. Solange es sich um Tatsachen handelt, welche Rousseau objektiv kontrollieren konnte, darf man ihm sein Vertrauen schenken. Sobald es aber gilt, sie zu deuten, scheint Rousseaus Denken auf ein einziges Ziel gerichtet zu sein: sich vor seinem erdrückenden Schuldbewußtsein zu retten.

Nun möchten wir aber nicht, daß der wirkliche Rousseau, so wie er uns in seinen Werken entgegentritt (insbesondere in seinen Bekenntnissen), Ihr Mitleid und Ihre Bewunderung weniger verdiente als derjenige, für den Jean Jacques gehalten werden wollte. Trotzdem fürchte ich, daß er Gefahr läuft, ein wenig von der Sympathie zu verlieren, die Sie für den Verfasser der Neuen Heloise, für den Apostel der Revolution haben könnten. Um ihn vor dieser Gefahr zu schützen, möchte ich Ihnen in Erinnerung rufen, daß jeder von uns im Lichtkegel der Psychoanalyse gesehen ein ganz anderes Bild bieten würde als unter gewöhnlichen Umständen. Er würde wie Rousseau riskieren müssen, an Ansehen einzubüßen, das er dank dem traditionellen Respekte für die Fassade, die Uniform und das Bändchen genießt, und das wir dem Nächsten je nach seinem Grade in der sozialen Hierarchie zu zollen die Gewohnheit haben.

Ich möchte nun endlich gerne mit dem eigentlichen Gegenstand des Vortrages beginnen. Ich sehe mich aber gezwungen, zuerst noch einen kleinen Umweg zu machen. Diesmal nicht, um Jean Jacques Ihrer besonderen Nachsicht zu empfehlen, sondern meine eigene Person. Es wird in meinen Ausführungen sehr viel von Sexualität die Rede sein, erstens weil unser Verfasser sehr oft davon spricht, und zweitens, weil die Untersuchung der Sexualität allein uns in den Stand setzt, die künstlerische oder neurotische Schöpfung, um nicht zu sagen jede Schöpfung eines jeden Lebens, in ihrem Werden zu verstehen.

Bei Rousseau ist der Sachverhalt ziemlich deutlich. Es ist Ihnen gewiß bekannt, daß Rousseau ein Neurotiker war und sein Zustand sich mit der Zeit zum Wahnsinn steigerte. (Denken Sie an seinen Verfolgungswahn, wie er klar aus den „Träumereien eines einsamen Wanderers“ hervorgeht.) Dieser

Tatsache gemäß weist seine Sexualität einige Besonderheiten auf, wie dies bei jeder Neurose oder Psychose der Fall ist. Jean Jacques kommt das Verdienst zu, sich darüber öffentlich ausgelassen zu haben. Wenn alle Neurotiker wie er gehandelt hätten, so würde die Medizin seit langem begriffen haben, daß auf diesem Gebiete vielfach der Irre recht behält und die Wissenschaft im Unrechte ist. Aber wir möchten nicht länger dabei verweilen. Unter diesen Besonderheiten von Rousseaus Sexualität findet sich eine, der eine besonders große Bedeutung zuzumessen ist. Wir geben dem Verfasser der Bekenntnisse selber das Wort:

„Da Fräulein Lamercier uns mit der Liebe einer Mutter zugetan war, nahm sie auch deren Gewalt über uns in Anspruch und trieb dieselbe mitunter so weit, daß sie uns auch, wenn wir es verdient hatten, wie eine Mutter ihr Kind züchtigte. Ziemlich lange ließ sie es bei der Drohung bewenden, und diese Androhung einer mir ganz neuen Strafe versetzte mich in großen Schrecken; aber nach ihrer Erduldung fand ich sie weniger schrecklich, als ich sie mir in der Erwartung vorgestellt hatte, ja, was noch eigentümlicher ist, diese Züchtigung flößte mir noch größere Zuneigung zu der ein, die sie mir erteilt hatte. Es gehörte sogar die ganze Aufrichtigkeit dieser Zuneigung und meine natürliche Folgsamkeit dazu, um mich davon zurückzuhalten, absichtlich eine Unart zu begehen, die in gleicher Weise hätte geahndet werden müssen; denn der Schmerz und selbst die Scham war mit einem Gefühle von Sinnlichkeit verbunden gewesen, das in mir eher das Verlangen, es von derselben Hand von neuem erregt zu sehen, als die Furcht davor zurückgelassen hatte. Da dies ohne Zweifel von einer vorzeitigen Regung des Geschlechtstriebes herrührte, würde ich allerdings in der nämlichen Züchtigung von der Hand ihres Bruders nichts Angenehmes gefunden haben. Allein bei seinem Charakter brauchte ich nicht lange zu befürchten, daß er bei Erteilung der Strafe seine Schwester vertreten würde, und wenn ich es trotzdem vermied, eine Züchtigung zu verdienen, so geschah es lediglich aus Besorgnis, Fräulein Lamercier zu erzürnen; denn so große Gewalt übt die Zuneigung, selbst wenn sie nur ein Ausfluß der Sinnlichkeit ist, auf mich aus, daß sie letztere stets in Schranken hält . . .

. . . Wer sollte glauben, daß diese in einem Alter von acht Jahren von der Hand eines Mädchens von dreißig Jahren empfangene Züchtigung über meine Neigungen, meine Begierden, meine Leidenschaften, über mich selbst für meine ganze übrige Lebenszeit entschieden hat und noch dazu in einer Weise, daß gerade das Gegenteil der von ihr erwarteten Folgen hervorgerufen wurde? Von dem Augenblicke des Erwachens meiner Sinnlichkeit an verirrten sich meine Begierden dergestalt, daß sie, da sie sich auf das, was ich empfunden hatte, beschränkten, nie den Antrieb fühlten, etwas anderes zu suchen. Trotz meines fast von meiner Geburt an sinnlich erhitzten Blutes hielt ich mich bis zu dem Alter, in dem sich auch die kältesten und am langsamsten heranreifenden Naturen entwickeln, von jeder Befleckung rein. Lange gepeinigt, ohne zu wissen wovon, verschlang ich mit brennenden Augen schöne Mädchenerscheinungen; unaufhörlich stellte meine Einbildungskraft mir ihr Bild wieder vor die Seele, einzig und allein, um sie mir in der Ausübung des Strafaktes zu zeigen, und eben so viele Fräulein Lamercier aus ihnen zu machen.

Selbst nach erreichter Mannbarkeit hat mir dieser eigentümliche und verdorbene, ja an Verrücktheit streifende Geschmack, der sich nie verloren hat, die Sittenreinheit bewahrt, die er mir den Anschein nach hätte rauben müssen. Wenn je eine Erziehung

keusch und züchtig war, so war es sicherlich die, welche ich erhalten habe. Meine drei Tanten waren nicht allein von musterhafter Sittsamkeit, sondern auch von einer Zurückhaltung, welche die Frauen schon seit langem nicht mehr kennen. Mein Vater, der sehr lebenslustig war, aber bei seinen Galanterien noch der alten Mode huldigte, hat in Gegenwart der Frauen, die er am meisten liebte, nie ein Wort über die Lippen gebracht, welches dem jungfräulichsten Wesen hätte Schamröte auf die Wangen treiben können, und wohl nirgends hat man die Rücksicht, die man den Kindern schuldig ist, weiter getrieben als in meiner Familie und meiner Gegenwart. Bei Herrn Lambercier fand ich in dieser Hinsicht die gleiche Vorsicht, und hier wurde eine sonst sehr gute Magd, um eines etwas schlüpfrigen Wortes willen, das ihr uns gegenüber entschlüpft war, entlassen. Nicht allein hatte ich bis zum Jünglingsalter keine klare Vorstellung von der Vereinigung der Geschlechter, sondern die verworrene Vorstellung davon stellte sich mir auch nur unter einem ekelhaften und widrigen Bilde dar. Öffentliche Dirnen flößten mir einen Abscheu ein, der mir bis zu dieser Stunde treu geblieben ist; einen Wüstling konnte ich nicht ohne Verachtung, ja nicht ohne Schrecken sehen. Bis zu diesem Grade hatte sich mein Widerwille gegen jede Ausschweifung gesteigert, seitdem ich einmal in Klein-Sacconnex auf einem Gange durch einen Hohlweg auf beiden Seiten desselben Gruben gesehen, in denen, wie man mir sagte, derartige Leute ihre Orgien feierten. So oft ich daran dachte, fiel mir unwillkürlich das Gebaren der Hunde in der Brunstzeit ein, und schon bei der bloßen Vorstellung davon empörte sich mein Herz.

Diese mir durch die Erziehung eingepflichtete Vorstellung, an sich schon geeignet, die ersten Ausbrüche eines leicht entzündlichen Temperamentes aufzuhalten, wurde, wie gesagt, durch die Wendung unterstützt, welche das erste Erwachen der Sinnlichkeit in mir nahm. Mit meinen Gedanken nur immer bei dem weilend, was ich empfunden hatte, wußte ich trotz der oft sehr lästigen Wallungen des Blutes meine Begierden nur auf die Art der Wollust zu lenken, die mir bekannt war, ohne mich je derjenigen zuzuwenden, die man mir verhaßt gemacht hatte, und die doch, ohne daß ich es im geringsten ahnte, mit der andern im engsten Zusammenhange stand. In meinen törichten Einbildungen, in meinen erotischen Tollheiten, in den überspannten Handlungen, zu denen mich dieselben nicht selten trieben, mußte mir in der Einbildung das andere Geschlecht seine Hilfe leihen, ohne daß ich je auf den Gedanken geriet, daß es zu einer andern Dienstleistung geeignet sei, als zu der, zu welcher ich es heranzuziehen brannte.

Auf diese Weise habe ich nicht allein trotz eines sehr feurigen, sehr wollüstigen, sehr früh entwickelten Temperamentes dennoch das Alter der Mannbarkeit erreicht, ohne andere sinnliche Genüsse zu verlangen oder zu kennen als die, von denen Fräulein Lambercier sehr unschuldigerweise eine Vorstellung in mir erweckt hatte, sondern es mußte mir auch, als ich im Laufe der Jahre zum Manne herangereift war, das was mich hätte verderben müssen, zu meinem Schutz dienen. Mein alter, kindlicher Geschmack verlor sich nicht etwa, sondern verschmolz im Gegenteil dergestalt mit dem andern, daß ich ihn nie aus meinen sinnlichen Begierden entfernen konnte; und diese Narrheit hat mich in Verbindung mit meiner angeborenen Schüchternheit bei den Frauen stets sehr wenig unternehmend gemacht, weil ich weder alles zu sagen wagte, noch alles zu tun vermochte, indem die Art von Genuß, wovon der andere in meinen Augen nur als das letzte Ziel galt, von dem, welcher ihn ersehnte, nicht verlangt, noch von derjenigen, von der die Erfüllung abhing, erraten werden konnte. So habe ich mein Leben lang trotz aller Gelüste den Personen gegenüber, die ich am meisten liebte, geschwiegen. Unfähig, meinen Geschmack einzugestehen, befriedigte ich ihn durch den Umgang mit Persönlichkeiten, die ihn in mir wach erhielten.

Vor einer herrischen Geliebten auf den Knien liegen, ihrem leisesten Winke nachzukommen, sie um Verzeihung anflehen, das waren für mich selige Genüsse, und je mehr meine lebhaftere Einbildungskraft mir das Blut erhitzte, desto mehr hatte ich das Aussehen eines blöden Liebhabers. Eine derartige Liebeswerbung erzielt begreiflicherweise keine schnellen Erfolge und ist der Tugend der Frauen, denen man seine Huldigungen darbringt, nicht sehr gefährlich. Ich habe deshalb wenig besessen, allein dessen ungeachtet auf meine Weise, d. h. in der Einbildung viele Genüsse gehabt. So hat mir gerade meine Sinnlichkeit, die meinem schüchternen Wesen und meinem schwärmerischen Geiste entsprach, die Unschuld meiner Gefühle und die Reinheit meiner Sitten bewahrt, und gerade mit Hilfe desselben Geschmacks, der mich, wenn ich ein wenig frecher aufgetreten wäre, vielleicht in die gemeinsten Wollüste hineingezogen hätte.“¹

Glauben Sie nicht, daß Rousseaus besonders geartete Sexualität sich, wie er vorgibt, mit imaginären Befriedigungen begnügt hat. Sie hat sich ohne sein Wissen wirkliche Befriedigungen zu verschaffen gewußt. Rousseau erzählt uns weiter unten in seinen Bekenntnissen, wie er eines Tages in Turin einem unwiderstehlichen Drange, zu exhibieren, nachgegeben hat. Hören Sie ihn selber:

„Meine Aufregung wuchs bis zu dem Grade, daß ich, da ich mein Verlangen nicht befriedigen konnte, es durch die wunderlichsten Kunstgriffe noch immer mehr anreizte. Ich suchte dunkle Alleen, abgelegene Orte auf, wo ich mich von weitem den Personen weiblichen Geschlechtes in dem Zustande zeigen könnte, in dem ich hätte bei ihnen sein mögen. Was sie zu sehen bekamen, war kein unzüchtiger Anblick, — daran dachte ich nicht einmal, — sondern ein lächerlicher. Das einfältige Vergnügen, das ich empfand, ihn ihren Augen darzubieten, läßt sich nicht beschreiben. Es bedurfte nur noch eines einzigen Schrittes darüber hinaus, um der ersehnten Behandlung teilhaftig zu werden, und ich zweifle nicht, daß mir irgendeine Entschlossene beim Vorübergehen dieses Vergnügen verschafft hätte, wenn ich die Kühnheit gehabt, es abzuwarten.“

Ferner haben Sie vor Ihnen die literarischen Werke Rousseaus (vor allem die „Bekenntnisse“), die zum großen Teil nichts anders sind als die abstoßende, schmutzige Seite von Rousseaus psychischer Persönlichkeit, die vor den Augen der Welt zur Schau zu stellen er sich gedrängt gefühlt hat. Die Folgen sind Ihnen bekannt. Die Welt hat sich in eine unzählige Menge von Fräulein Lambercier gewandelt und Jean Jacques hat sich wahrscheinlich nicht Rechenschaft darüber gegeben, daß die zahlreichen Schläge, welche er im Leben erhalten hatte und gegen die er sich aufs tiefste empörte, nur das waren, was er so inbrünstig von der Hand von Fräulein Lambercier zu erhalten gewünscht hatte. Sie wissen ohne Zweifel, daß es Rousseau erreicht hat, sich von seinen Landesgenossen steinigen zu lassen, indem er sich unter

1) Rousseau: Bekenntnisse. Übersetzt von H. Denhardt. Reclams Universal-Bibliothek.

ihnen als Armenier verkleidet zeigte. Sicherlich verstand er den Sinn seiner Maskerade nicht, welcher darin bestand, die Aufmerksamkeit der Mitmenschen auf sich zu lenken, um sich ihren Züchtigungen auszusetzen, was ihm in diesem Falle ausgezeichnet gelungen ist.

Sie haben weiter die Krankheit Rousseaus: seine Verfolgungsideen, die ihn dazu bringen, sich als die Zielscheibe der Spötteleien Holbachs und Grimms zu fühlen. Was sage ich, Spötteleien? In dem Maß, als sich die Krankheit verschlimmerte, nahm sie die charakteristischen Züge des systematisierten Verfolgungswahnes an. Jean Jacques fühlte sich bedroht durch die machiavellischen Ränke seiner Feinde, wie er in den „Träumereien eines einsamen Wanderers“ schildert. Gestatten Sie mir, eine der besonders typischen Stellen zu lesen:

„So bin ich denn allein auf der Erde, ohne Bruder, ohne Nahestehende, ohne Freund, mit mir allein. Der gesellschaftlichste und liebenswürdigste aller Menschen ist einstimmig aus ihrer Gesellschaft ausgeschlossen worden. Sie haben gesucht, welche Pein unter den Raffiniertheiten ihres Hasses meiner gefühlvollen Seele die grausamste sein könnte. Alle Bande, die mich an sie fesselten, haben sie schonungslos gesprengt. Ich hätte es fertig gebracht, die Menschen ihren Machenschaften zum Trotz zu lieben. Nur weil sie aufhörten Menschen zu sein, haben sie sich meiner Liebe entziehen können. So wie sie es gewollt haben, sind sie für mich zu Fremdlingen, zu Unbekannten, zu einem Nichts geworden. Aber ich, der ich nun von ihnen und allem losgelöst bin, was bin ich selber? Dies zu erforschen, bleibt mir noch übrig. Leider muß dieser Erforschung ein Überblick über meine Lage vorausgeschickt werden. Daran komme ich notwendigerweise nicht vorbei, wenn ich von ihnen aus bei mir anlangen will.

Seit fünfzehn Jahren oder länger, daß ich in dieser seltsamen Lage bin, scheint mir dieselbe noch ein Traum. Ich stelle mir immer vor, daß ich an einer Magenstörung leide, daß ich schlecht schlafe und ich mich beim Aufwachen meiner Not enthoben und inmitten meiner Freunde finden werde. Ja, ich habe wohl, ohne mir dessen bewußt zu sein, einen Sprung aus dem wachen Zustand in den Schlaf tun müssen oder vielmehr aus dem Leben in den Tod. Aus der Ordnung der Dinge gedrängt, ich weiß nicht einmal wie, sah ich mich in ein unverständliches Chaos gestürzt, wo ich nichts wahrnehme; je mehr ich an meine jetzige Lage denke, um so weniger kann ich verstehen, wo ich bin.

Und wie hätte ich das Schicksal, das meiner wartete, voraussehen können? Wie soll ich es noch heute, da ich ihm ausgeliefert bin, begreifen? Konnte ich mit meinem gesunden Menschenverstand voraussetzen, daß derselbe Mensch, der ich war, der ich heute noch bin, eines Tages für ein Scheusal, einen Giftmischer, einen Mörder, denn darüber besteht nicht der geringste Zweifel, gehalten würde; daß ich für das menschliche Geschlecht zu einem Greuel würde, das Spielzeug der Kanaille; daß alles, was die Vorübergehenden mir zu bereiten wüßten, darin bestände, nach mir zu spucken; daß eine ganze Generation sich einmütig damit belustigen würde, mich bei lebendigem Leibe zu begraben? Als sich diese seltsame Umwälzung in mir vollzog, wurde ich, unvorbereitet wie ich war, davon furchtbar mitgenommen. Meine Gemütsbewegung, meine Entrüstung versenkten mich in ein Delirium, das zehn Jahre gebraucht hat, um sich zu beruhigen, und während dieser Zeit bin ich von

Irrtum zu Irrtum geglitten, von Fehler zu Fehler, von Torheit zu Torheit. Alle meine Unvorsichtigkeiten wurden den Leitern meines Geschickes zu ebenso vielen Instrumenten, die sie aufs beste ausgenützt haben, um jenes für immer zu fixieren.“

Diese drei Tatsachen, Exhibitionismus, Bekenntnis, Delirium, illustrieren die Evolution im Zustande Rousseaus. Der Exhibitionismus erhält ihm noch bis zu einem gewissen Grade den Kontakt mit der Umwelt, einen Kontakt, der schmerzenreich, aber deswegen nicht minder reell ist. Dann wird die Perversion ersetzt durch die dichterische Schöpfung, wo die Phantasie an Stelle der Außenwelt tritt. Die Phantasie läßt sich leichter lenken und ist nach Rousseau weniger gefährlich. Die Literatur substituiert sich das Delirium, der Traum, wie Jean Jacques sagt, mit den raffinierten, geschickt graduierten Qualen, wie sie in den letzten Werken des Dichters geschildert sind. In dem Maße, als sich diese Substitution vollzieht, verliert das literarische Werk Rousseaus an Seele und verblaßt. Jean Jacques räsoniert mehr als er fühlt und bewegt sich innerhalb stereotyper Gedanken, die immer wiederkehren und den Träumereien eines einsamen Wanderers das anämische Aussehen eines Körpers verleihen, von dem sich alles Leben zurückgezogen hat.

Was hat Rousseau von der Perversion zur Literatur, von der Literatur in den Wahnsinn getrieben? Warum sind die erotischen Befriedigungen für das Bewußtsein Jean Jacques zum häßlichen Bilde einer machiavellischen Machenschaft seiner Gegner geworden, gegen die er sich sein ganzes Leben lang aufgelehnt und gewehrt hat? Warum dieser ewige Gegensatz zwischen Bewußtsein und Unbewußtsein in ein und demselben Wesen? Warum dieses Sehnen des Bewußtseins nach den höchsten Tugenden der menschlichen Seele und dieser Drang des Unbewußten nach den niedrigsten Demütigungen, die zu erfinden selbst ein teuflischer Geist nicht fertig brächte?

Die psychoanalytische Erfahrung zeigt, daß das Thema Mademoiselle Lamercier-Exhibitionismus viel häufiger ist als man gemeinhin annehmen könnte, und zwar vor allem bei Homosexuellen, die sich ihrer Gleichgeschlechtlichkeit nicht bewußt sind. Wir haben schon erwähnt, daß die Entwicklung von Rousseaus Leiden mit der Ersetzung der Realität durch die Phantasie Schritt hielt.

Sie werden wohl ahnen, was für eine Rolle die Selbstbefriedigungen in einer Entwicklung spielen, wo die Phantasie die einzige Abfuhrmöglichkeit für die Energie einer so außergewöhnlich mächtigen Persönlichkeit wie die Rousseaus geworden ist. Um Sie davon zu überzeugen, braucht man nur die Stellen der „Bekenntnisse“ nachzulesen, die sich auf ein anderes Thema

beziehen, und das für die Richtung, welche die Sinne Rousseaus eingeschlagen haben, ebenso, wenn nicht bezeichnender ist, als das Thema Lambercier.

„Ich stellte mir die Liebe und die Freundschaft, diese beiden Idole meines Herzens, unter den entzückendsten Bildern vor. Ich gefiel mir darin, sie mit allen Reizen des Geschlechtes, das ich stets angebetet hatte, zu schmücken. Ich dachte mir lieber zwei Freundinnen als zwei Freunde, weil das Beispiel solcher Freundschaft, wenn auch seltener, doch zugleich liebenswürdiger ist. Ich stattete sie mit zwei verwandten, aber doch verschiedenen Charakteren, mit zwei zwar nicht vollendet schönen, aber mir gefallenden Gesichtern aus, die von entgegenkommender Freundlichkeit und Güte belebt wurden. Die eine dachte ich mir braun und die andere blond, die eine lebhaft und die andere sanft, die eine sittig und die andere schwach, aber von einer so rührenden Schwäche, daß die Tugend dabei zu gewinnen schien. Der einen von beiden teilte ich einen Geliebten zu, dem die andere eine zärtliche Freundin und selbst noch etwas mehr war. Aber ich ließ weder Nebenbuhlerschaft, noch Zänkei, noch Eifersucht zu, weil es mir schwer fällt, mir unangenehme Gefühle vorzustellen, und ich dieses lachende Bild durch nichts beflecken wollte, was die Natur herabsetzen könnte. Bezaubert von meinen beiden reizenden Idealen, identifizierte ich mich, soviel mir möglich war, mit dem Liebhaber und dem Freunde; aber ich dachte ihn mir liebenswürdig und jung, indem ich ihm noch dazu die Tugenden und die Mängel verlieh, die ich an mir wahrnahm.

Um eine für meine Phantome geeignete Stätte aufzufinden, ließ ich die schönsten Gegenden, die ich auf meinen Reisen gesehen hatte, im Geist vor mir vorüberziehen. Aber ich fand keinen Hain mir kühl und schattig genug, keine Landschaft mir rührend genug. Thessaliens Thäler würden, wenn ich sie gesehen hätte, mich nicht haben befriedigen können; aber meine vom ewigen Erfinden ermüdete Seele begehrte eine wirkliche Stätte, die ihr als Anhaltspunkt dienen und mir das wirkliche Vorhandensein der Bewohner, die ich in sie versetzen wollte, vorspiegeln konnte. Lange dachte ich an die boromeischen Inseln, deren entzückender Anblick mich begeistert hatte, doch fand ich dort für meine Gebilde zu viel Schmuck und Kunst. Indessen bedurfte ich eines Sees, und wählte endlich den, an dem mein Herz nie umherzuirren aufgehört hat. Ich entschloß mich für den Teil der Ufer dieses Sees, auf welchem meine Wünsche in dem erträumten Glücke, auf das das Schicksal mich beschränkt hat, schon seit lange meinen Wohnsitz aufgeschlagen haben. Der Geburtsort meiner armen Mama hatte außerdem noch einen hervorragenden Reiz für mich. Die Kontraste der Örtlichkeit, der Reichtum und die Mannigfaltigkeit der Landschaft, die Pracht und Majestät der ganzen Natur, die die Sinne entzückt, das Herz bewegt, die Seele erhebt, bestimmten mich vollends, und ich gab meinen jungen Lieblingen ein Asyl in Vevay. Das war das erste Ergebnis meiner Phantasie; das übrige wurde erst in der Folge hinzugefügt.“

Dieses Thema: Zwei Freundinnen, mit anderen Worten die Ehe zu dritt, ist noch bezeichnender als das Lambercier-Motiv. Es ist die Abfolge des Konfliktes der Kindheit, welcher über das Leben Rousseaus entschieden hat. Dieses Thema windet sich wie ein Leitmotiv durch das Leben des Dichters. Sie finden es umgekehrt in „Julie“: zwei Freunde und eine Frau zwischen den beiden Männern. Sie stirbt und vertraut ihre Kinder Saint-Preux an, mit dem sich Rousseau identifiziert. Sie begegnen ihm weiterhin, wenn es

sich um Rousseau, Claude Anet und Madame de Warens, um Rousseau, Grimm und Madame d'Espinay, um Rousseau, Saint-Lambert und Madame d'Houdetot handelt; ferner, wenn auch weniger charakteristisch, im Falle Rousseau-Thérèse Le Vasseur. Hier ist Theresens Mutter die Konkurrentin Rousseaus. Der gleiche Konflikt wiederholt sich somit vor uns in immer wieder anderen Situationen. Es ist der Grundkonflikt im Leben Rousseaus, den er nie zu lösen vermocht hat: Konflikt des Vaters, des Sohnes und der Mutter.

Um ihn verstehen zu können, müssen wir die Kindheit Jean Jacques etwas näher untersuchen. Sein Dasein beginnt mit dem großen Verbrechen, das sein Unbewußtes nie verschmerzen konnte und das er um jeden Preis hätte gutmachen wollen. Seine Geburt hat seiner Mutter das Leben gekostet und diese Tatsache gibt uns über vieles Aufschluß.

Berücksichtigen Sie weiter die Rolle des Vaters. Wie oft hat er mit dem kleinen Jean Jacques die Bände verschlungen, welche er mit seiner Frau gelesen hatte. Wie sehr hat er im Geiste seines Kindes die Erinnerung an eine in jeder Beziehung vollkommene Mutter beständig wachgehalten. Unbewußt hat sich der Vater für die Härte seines Schicksals gerächt, indem er ins Herz seines Sohnes den Keim des Leidens legte, dem dieser später zum Opfer fallen sollte. Es ist interessant in den „Bekanntnissen“ die Stellen nachzulesen, wo Jean Jacques von seinem Vater spricht, dessen unbewußte Feindseligkeit er herausgeföhlt hat, ohne daß es ihm je gelungen wäre, sie völlig zu verstehen. Die Stellen sind Ihnen sicherlich bekannt, Sie werden mich entschuldigen, wenn ich sie trotzdem hier wiedergebe. Ich erlaube es mir, weil Jean Jacques mit einem außerordentlichen Scharfsinn die Konflikte geschildert hat, über die ich mich heute Abend mit Ihnen auseinandersetze. Er hat dies nicht mit seiner Intelligenz fertig gebracht, — sie weigerte sich, sein eigenes Drama zu begreifen, — sondern mit dem Herzen, das ihm mit seinem Blute geschriebene Worte diktiert hat, Worte, deren geringste Nuance von höchster Bedeutung ist. Hören Sie, was er sagt:

„Ich bin im Jahre 1712 zu Genf von der Bürgerin Susanne Bernard, Ehefrau des Bürgers Isaak Rousseau geboren. Da der dem letzteren zugefallene Anteil an dem sehr mäßigen Vermögen seiner Eltern, in welches sich fünfzehn Geschwister zu teilen hatten, sich fast auf nichts belief, so sah sich mein Vater zur Erwerbung seines Lebensunterhaltes lediglich auf das Uhrmacherhandwerk angewiesen, in welchem er große Geschicklichkeit besaß. Meine Mutter, Tochter des Predigers Bernard, war reicher, denn sie zeichnete sich durch Klugheit und Schönheit aus. Nicht ohne Mühe hatte mein Vater deshalb ihre Hand erhalten. Ihre Liebe zueinander hatte fast mit ihrem Leben begonnen; schon im Alter von acht bis neun Jahren lustwandelten sie alle Abende zusammen in den Weingärten; mit zehn Jahren konnten sie nicht mehr

ohne einander leben. Seelenverwandschaft und Übereinstimmung der Charaktere befestigte dann noch in ihnen das Gefühl, welches die Gewohnheit erzeugt hatte. Beide, gefühlvoll und liebebedürftig, warteten nur auf den Augenblick, in einem andern die nämliche Anlage zu finden, oder dieser Augenblick wartete vielmehr auf sie selbst, und jedes von ihnen verschenkte sein Herz an das erste, welches bereit war, es anzunehmen. Das Schicksal, welches sich ihrer Leidenschaft entgegenzustellen schien, gab derselben nur neue Nahrung. Der junge Mann, der nicht in den Besitz seiner Geliebten gelangen konnte, verzehrte sich vor Schmerz; sie überredete ihn, einige Zeit das Vaterland zu verlassen, um sie zu vergessen. Er ging auf die Wanderschaft, aber vergebens und kehrte verliebter als je zurück. Auch sie, an der sein Herz hing, hatte ihm Liebe und Treue bewahrt. Nachdem sie diese Probe bestanden hatten, blieb ihnen nichts anderes übrig als sich ewig zu lieben. Sie schworen es sich, und der Himmel segnete ihren Schwur.

Gabriel Bernard, der Bruder meiner Mutter, verliebte sich in eine der Schwestern meines Vaters, aber sie gab ihm ihr Jawort nur unter der Bedingung, daß ihr Bruder die Hand seiner Schwester erhielt. Die Liebe brachte alles in Ordnung, und die beiden Hochzeitsfeste wurden an demselben Tage gefeiert. So wurde mein Onkel der Gatte meiner Tante, und ihre Kinder wurden in doppelter Beziehung meine Geschwisterkinder. In jeder der beiden Familien wurde gegen Ende des Jahres ein Kind geboren. Dann trat noch einmal eine Trennung ein.

Mein Onkel Bernard war Ingenieur: er ließ sich anwerben und diente unter dem Prinzen Eugen im Reiche und in Ungarn. Bei der Belagerung und in der Schlacht von Belgrad zeichnete er sich aus. Mein Vater reiste dagegen nach der Geburt meines einzigen Bruders nach Konstantinopel, wohin er als Uhrmacher des Serails berufen war. Während seiner Abwesenheit wurden der Schönheit, dem Geiste und den Talenten¹ meiner Mutter vielfache Huldigungen dargebracht. Am eifrigsten machte ihr Herr de la Closure, der französische Resident, den Hof. Seine Leidenschaft muß in der Tat groß gewesen sein, da er noch dreißig Jahre später von Rührung ergriffen wurde, als er mir von ihr erzählte. Um sich aber dieser Umwerbungen zu erwehren, hatte meine Mutter noch eine größere Stütze als ihre Tugend allein: sie liebte ihren Gatten zärtlich, und drängte ihn, zurückzukehren. Er ließ alles im Stich und kehrte heim. Ich wurde die traurige Frucht dieser Rückkehr. Zehn Monate später wurde ich als ein schwächliches und kränkliches Kind geboren. Ich kostete meiner Mutter das Leben und meine Geburt war mein erstes Unglück.

Ich habe nicht erfahren, wie mein Vater diesen Verlust ertrug, so viel aber weiß ich, daß er sich nie darüber tröstete. Er glaubte, sie in mir wieder zu sehen, ohne

1) Für ihren Stand besaß sie eigentlich zu glänzende, da ihr der Prediger, ihr Vater, welcher sie anbetete, eine höchst sorgfältige Erziehung gegeben hatte. Sie zeichnete, sang und begleitete sich auf der Laute; sie war ziemlich belesen und machte ganz leidliche Verse. Die unten angeführten dichtete sie während der Abwesenheit ihres Bruders und Mannes sofort aus dem Stegreife auf einem Spaziergange, den sie mit ihrer Schwägerin und den Kinder der Entfernten machte, da jemand sie wegen der langen Trennung bedauerte:

Die beiden Herrn, die fern jetzt weilen,
Sind lieb und wert uns immerdar,
Denn Liebe rechnet nicht nach Meilen.
Die Gatten sind uns Brüder zwar,
Doch auch ein edles Vaterpaar.

deswegen vergessen zu können, daß ich sie ihm geraubt hatte. So oft er mich umarmte, merkte ich an seinen Seufzern, wie an seiner krankhaften Umschlingung, daß sich ein bitterer Kummer seinen Liebkosungen, die dadurch nur um so zärtlicher wurden, beigesellte. Wenn er zu mir sagte: „Jean Jacques, laß uns von deiner Mutter reden“, so antwortete ich ihm: „Du hast also Lust zu weinen, Vater“, und dieses Wort allein entlockte ihm schon Tränen. „Ach“, sagte er dann seufzend, „gib sie mir wieder, tröste mich über sie, fülle die Lücke aus, die sie in meinem Herzen gelassen hat! Würde ich dich so lieben, wenn du nur mein Sohn wärest?“ — Vierzig Jahre nach ihrem Verluste ist er in den Armen einer zweiten Frau gestorben, aber mit dem Namen der ersten auf den Lippen und mit ihrem Bilde auf dem Grunde seines Herzens.

So waren die Urheber meiner Tage. Von allen Gaben, mit denen der Himmel sie ausgestattet hatte, ist ein gefühlvolles Herz die einzige, welche sie mir hinterließen; während es aber für sie die Quelle des Glückes gewesen war, wurde es für mich die Quelle des Unglücks während meines ganzen Lebens.

Bei meiner Geburt war ich kaum lebensfähig; man hatte wenig Hoffnung, mich zu erhalten. Ich brachte den Keim eines Leidens mit auf die Welt, welches die Jahre entwickelt haben und das mir jetzt nur hin und wieder eine kurze Ruhe gönnt, um sich mir dafür auf andere Weise um so grausamer fühlbar zu machen. Eine Schwester meines Vaters, ein liebenswürdiges und kluges Mädchen, pflegte mich mit so großer Sorgfalt, daß ihr meine Rettung gelang. In dem Augenblicke, da ich dieses schreibe, ist sie noch am Leben, im Alter von achtzig Jahren einen Mann pflegend, der jünger als sie, aber durch die Trunksucht heruntergekommen und geschwächt ist. Liebe Tante, ich verzeihe dir, mich am Leben erhalten zu haben, und bedaure, dir am Ende deiner Tage nicht die zärtliche Sorge vergelten zu können, die du am Beginn der meinigen an mich verschwendet hast. Auch meine Wärterin, Jacqueline, ist noch am Leben, gesund und kräftig. Die Hände, welche mir die Augen bei meiner Geburt öffneten, werden sie mir bei meinem Tode zudrücken können.

Ich fühlte, ehe ich dachte; das ist das gemeinsame Schicksal der Menschheit. Ich erfuhr es in einem höheren Grade als andere. Ich erinnere mich nicht, was ich bis zu einem Alter von fünf bis sechs Jahren tat. Ich weiß nicht, wie ich lesen lernte; ich entsinne mich nur noch meiner ersten Lektüre und wie sie auf mich wirkte; von dieser Zeit an beginnt mein ununterbrochenes Selbstbewußtsein. Meine Mutter hatte Romane hinterlassen. Wir, mein Vater und ich, fingen an, sie nach dem Abendessen zu lesen. Zuerst handelte es sich nur darum, mich durch unterhaltende Bücher im Lesen zu üben; aber bald wurde das Interesse so lebhaft, daß wir abwechselnd unaufhörlich lasen und selbst die Nächte bei dieser Beschäftigung zubrachten. Wir konnten uns nicht überwinden, vor Beendigung eines Bandes aufzuhören. Mitunter sagte mein Vater, wenn er gegen den Morgen die Schwalben schon zwitschern hörte, ganz beschämt: „Laß uns zu Bette gehen, ich bin noch mehr Kind als du.“

Auf diesem gefährlichen Wege eignete ich mir nicht allein in kurzer Zeit außerordentliche Gewandtheit im Lesen und Auffassen an, sondern auch ein für mein Alter ungewöhnliches Verständniß der Leidenschaften. Während es mir noch an jedem Begriffe von den wirklichen Verhältnissen fehlte, hatte ich bereits einen Einblick in die Welt der Gefühle genommen. Ich hatte nichts begriffen, aber alles gefühlt. Die unklaren Vorstellungen, die ich nacheinander in mich aufnahm, konnten der Vernunft, die ich noch nicht hatte, zwar nicht schädlich sein, aber sie waren doch die Ursache, daß die meinige ganz eigenartig wurde, und brachten mir über das menschliche Leben höchst wunderliche und schwärmerische Begriffe bei, von denen mich Erfahrung und Nachdenken nie haben vollkommen heilen können.“

Wir begreifen jetzt, daß die verstorbene Julie nur die Mutter Rousseaus sein kann, daß das ewige Bemühen Rousseaus, sich mit seinen Rivalen zu verständigen, nichts anderes bedeutet als den Versuch, den Beistand des Vaters wieder zu erlangen, mit ihm Frieden zu schließen, die Schuld des Verbrechens von sich zu werfen, dessen stummen Vorwurf er immer auf sich lasten fühlte. Es ist der Versuch, dem Vater zurückzugeben, was dieser im Sohne sucht: die entschwundene Gattin und Mutter.

Dies erklärt auch, warum Madame de Warens zur „Mama“ wird und warum Rousseau jedesmal gezwungen war, seine Mutter zu verlieren, um sie einem Rivalen abzutreten. Er verliert Madame de Warens, Madame d'Espinay, Madame d'Houdetot. Um das Verbrechen seines Lebens wieder gutzumachen, will er dem Vater zurückgeben, was diesem gehört. Dieser Konflikt der Kindheit ist Rousseau zum Gefängnis geworden, gegen dessen Wände er sich sein ganzes Leben lang wundstieß, ohne je ihm entkommen zu können. Dem Wunsche des Vaters entgegenkommend, hat Jean Jacques ihm verzweifelnd die Frau ersetzen wollen, deren Tod er unfreiwillig verursacht hatte. Nie hat er sich der unmöglichen Aufgabe gewachsen gefühlt. Unter dem beständigem Einflusse eines unausgedrückten Vorwurfes ist er groß geworden; dieser Vorwurf nahm mit der Zeit die Form einer Verfolgungsidee an und erweckte im kleinen Jean Jacques den Eindruck, als schuldig angeklagt zu werden. Und in diesem armen Kinderherzen keimte die Reaktion, die sein Leben zu einem Inferno macht: zur Frau zu werden und ihr gleichzukommen, um sie beim Vater zu ersetzen, sich zugunsten des Vaters kastrieren, ihm alles opfern, zur Reinheit, zur Keuschheit selbst werden, so werden, wie sich das Kind die Mutter im Himmel vorstellt.

Aber es liegt in der Natur der Dinge, daß jeder Knabe bis zu einem gewissen Maße zum Rivalen seines Vaters wird. Die Mythologie hat das unzweideutig ausgedrückt. Zeus kastriert seinen Vater Kronos, der ebenfalls seinen Vater Uranus umgebracht hat. Nicht nur die Bäume treiben auf den Leichen ihrer Ahnen. Wir alle sind diesem Gesetz unterstellt. Wir zehren alle vom Gute der uns vorausgegangenen Generationen und wir selber sind dazu bestimmt, zum Erbe unserer Kinder zu werden.

Rousseaus Konflikt nun hat ihn dazu getrieben, dem Schicksal in den Arm fallen zu wollen. Der Wunsch, dem Vater und später dem Freunde eine Frau ersetzen zu wollen, bedeutet, sich zu opfern, dem Vater, dem Freunde gerade das zu geben, was man ihnen bei normaler Einstellung streitig machen sollte.

Diese, Rousseau durch sein Unbewußtes wie eine Strafe auferlegte Kastration macht es uns begreiflich, warum Rousseau sich dazu getrieben

fühlte, in Turin den Mädchen das Gesäß zu zeigen, die bekannte Erregungszone femininer Männer. Rousseaus Exhibitionismus bedeutet ein Kompromiß zwischen seinem normalen Sexualtrieb, der ihn dazu drängte, mit Mädchen in Kontakt zu kommen und der widersprechenden Regung, sich für diesen Wunsch zu strafen und die Rolle der Frau zu übernehmen, da es ihm nicht erlaubt war, sich seiner Männlichkeit zu bedienen. Wenn er eine Frau erobern will, muß er sich lächerlich machen. Rousseau ist auf Grund seines Konfliktes gezwungen, den Narren zu spielen, um nicht ein bezeichnenderes Wort zu gebrauchen. Er hat nicht das Recht, Mann zu sein, denn so sein, wie der Vater ist, bedeutet Konkurrent des Vaters werden. Er war gezwungen, sich zu „kastrieren“, was einmal in moralischer Hinsicht geschah, dann aber auch mit schweren Symptomen in phantastisch-physischer Weise.

I) Die moralische Kastration. Er schildert sie in den „Bekanntnissen“ folgendermaßen:

„Zwei sonst fast unvereinbare Dinge verbinden sich in mir in einer mir unbegreiflichen Weise: ein sehr feuriges Temperament, lebhaft, heftige Leidenschaften und eine langsame Entwicklung der Gedanken, die sich unklar und nie im richtigen Augenblicke einstellen. Man sollte meinen, daß mein Herz und mein Geist nicht einem und demselben Wesen angehörten. Schneller als der Blitz erfüllt das Gefühl meine Seele, aber anstatt mir Klarheit zu verschaffen, entflammt und blendet es mich. Ich fühle alles und begreife nichts. Ich bin leidenschaftlich erregt, aber albern; zum Denken habe ich kaltes Blut nötig. Erstaunlich ist dabei, daß ich dennoch ziemlich sichern Takt, Scharfsinn, sogar Schlaueit habe, gönnt man mir nur Zeit; wenn ich mich vorbereiten darf, mache ich ganz vortreffliche Gedichte, aber auf der Stelle habe ich nie eines fertig gebracht oder etwas gesagt, was einigen Wert hätte. Brieflich würde ich eine ganz witzige Unterhaltung führen, wie auch die Spanier in gleicher Weise Schach spielen sollen. Als ich von einem Herzoge von Savoyen die Anekdote las, er hätte sich auf einer Reise umgewendet, um zu rufen: „Mögest du dir den Hals brechen, Pariser Krämer!“ sagte ich zu mir: „Gerade so wie ich selbst!“

Diese Langsamkeit des Denkens im Verein mit dieser Lebhaftigkeit des Gefühls macht sich bei mir nicht nur in der Unterhaltung geltend, sondern auch wenn ich allein bin und bei der Arbeit. Mit der unglaublichsten Schwierigkeit ordnen sich meine Gedanken im Kopfe. Sie laufen in ihm planlos umher und fangen an zu gähnen, bis ich in Aufregung gerate, mich erhitze und Herzklopfen bekomme, und inmitten dieser Erregung sehe ich nichts deutlich, wäre ich unfähig ein einziges Wort zu schreiben, ich muß warten. Allmählich läßt diese große Erregung nach, das Chaos entwirrt sich, jedes Ding beginnt seine richtige Stelle einzunehmen, aber langsam und nach einer langen und verlegenen Unruhe. Habt ihr nicht hin und wieder in Italien die Oper besucht? Bei dem Szenenwechsel herrscht auf diesen großen Bühnen eine unangenehme und ziemlich lange anhaltende Verwirrung; alle Dekorationen liegen bunt durcheinander, man gewahrt auf allen Seiten ein peinlich berührendes Hin- und Herziehen; man glaubt, alles müßte zusammenstürzen; allein nach und nach ordnet sich alles, nichts fehlt, und man ist ganz erstaunt, wenn man auf diesen langen Wirrwar ein hinreißendes Schauspiel folgen sieht. Ungefähr ein ähnlicher Vorgang findet in meinem Kopf statt, sobald ich schreiben will. Wäre ich imstande gewesen, erst zu warten und die Dinge dann in der Schönheit wieder-

*) Confessions 86.

zugeben, in der sie sich mir dargestellt haben, dann würden mich wenige Schriftsteller übertroffen haben.

Daraus entspringt die ungemeine Schwierigkeit für mich zu schreiben. Meine durchstrichenen, hingesudelten, mit vielen Einschaltungen versehenen, kaum lesbaren Schreibereien bezeugen die Mühe, die sie mir gekostet haben. Es ist nicht eine einzige unter ihnen, die ich nicht hätte vier- oder fünfmal abschreiben müssen, ehe ich sie zum Druck befördern konnte. Ich habe mit der Feder in der Hand, mein Papier auf dem Tische vor mir, nie etwas aufzusetzen vermocht. Auf Spaziergängen, zwischen Felsen und in Wäldern, nachts, wenn ich schlaflos im Bette liege, da schreibe ich im Kopfe, man kann sich vorstellen mit welcher Langsamkeit, zumal bei einem Menschen, dem es an allem Wortgedächtnisse gebricht und der in seinem ganzen Leben nicht sechs Verse hat auswendig behalten können. Es gibt Perioden in meinen Schriften, die ich fünf oder sechs Nächte lang in meinem Kopfe hin und her gewendet habe, ehe sie so gefeilt waren, daß sie zu Papier gebracht werden konnten. Daher kommt es auch, daß mir Werke, die Arbeit verlangen, besser gelingen als solche, die mit einer gewissen Leichtigkeit, ähnlich wie Briefe, abgefaßt werden wollen, eine Gattung, deren Ton ich nie habe treffen können und die mir deshalb Qual bereitet, so oft ich mich mit ihr beschäftigen muß. Auch über die geringfügigsten Angelegenheiten schreibe ich keine Briefe, die mir nicht stundenlange Anstrengungen kosten, und wenn ich sofort niederschreiben will, was mir vorkommt, so weiß ich weder Anfang noch Ende; mein Brief wird dann ein langer und verworrener Wortschwall; man versteht mich kaum, wenn man ihn liest.

Es wird mir nicht allein sauer, die Gedanken wiederzugeben, es wird mir sogar sauer, sie zu fassen. Ich habe die Menschen studiert und halte mich für einen ziemlich guten Beobachter; allein ich bin unfähig, von dem, was ich sehe, etwas einzusehen, ich sehe nur das ein, dessen ich mich erinnere, und nur in meinen Erinnerungen bin ich klug. Von allem, was man in meiner Gegenwart sagt, in meiner Gegenwart tut, in meiner Gegenwart sich ereignet, merke ich nichts, durchschaue ich nichts. Nur das rein Äußerliche tritt vor mein Auge. Aber später fällt mir alles wieder ein; ich entsinne mich des Ortes, der Zeit, des Tones, der Blicke, der Gebärde, kurz jedes Umstandes; nichts entgeht mir. Und aus dem, was man getan oder gesagt, finde ich dann heraus, was man dabei gedacht hat, und ich täusche mich darin selten.

Wenn ich nun allein mit mir selbst so wenig Herr meiner Geisteskräfte bin, so möge man sich vorstellen, was ich in der Unterhaltung sein muß, wo man, um schlagfertig zu reden, gleichzeitig und auf der Stelle an tausend Dinge denken muß. Der bloße Gedanke an die vielen Rücksichten, die ich zu nehmen habe und von denen ich wenigstens eine außer acht zu lassen sicher bin, genügt, um mich einzuschüchtern. Ich begreife nicht einmal, wie man den Mut haben kann, in einer Gesellschaft zu reden, denn bei jedem Worte müßte man alle Anwesende im Auge haben, müßte man den Charakter und die Lebensgeschichte jedes einzelnen kennen, um sicher zu sein, daß man nichts sagt, wodurch man einen von ihnen verletzen könnte. Hierin haben die, welche in der Welt leben, einen großen Vorteil; da sie besser wissen, worüber man schweigen muß, sind sie dessen, was sie sagen, sicherer, und nichtsdestoweniger entschlüpfen auch ihnen nicht selten Dummheiten. Was wird nun der erst für Unheil stiften, der in einen solchen Kreis wie aus den Wolken hineinfällt! Es ist ihm fast unmöglich, auch nur eine Minute ungestraft zu reden. Ein Gespräch unter vier Augen ist mit einem anderen Übelstande verbunden, der mir noch schlimmer vorkommt, nämlich mit der Notwendigkeit, fortwährend zu reden. Wenn man mit euch spricht, müßt ihr antworten, und wenn man verstummt, müßt ihr die Unterhaltung wieder aufnehmen. Dieser unerträgliche Zwang wäre

allein hinreichend gewesen, mir das Gesellschaftsleben völlig zu verleiden. Ich finde keinen Zwang schrecklicher als die Verpflichtung, augenblicklich und fortwährend zu reden. Ich weiß nicht, ob dies mit einem tödlichen Widerwillen gegen jede Abhängigkeit zusammenhängt, aber die Notwendigkeit, unter allen Umständen zu reden, genügt vollkommen, um mir unfehlbar eine Dummheit zu entlocken.

Noch unseliger ist es, daß trotz des richtigen Gefühls, mich schweigend verhalten zu müssen, wenn ich nichts zu sagen habe, mich förmlich die Wut zu sprechen überfällt, um meine Schuld dadurch gleichsam schneller abzutragen. Ich stottere in größter Hast einige gedankenlose Worte hervor, mit denen sich im glücklichsten Falle gar kein Sinn verbinden läßt. Durch mein Bestreben, meine Albernheit zu besiegen oder zu verdecken, bringe ich sie gewöhnlich erst recht zutage.“

Man hat sich sehr oft über die Sexualität Rousseaus ausgelassen. Man hat ihn der schlimmsten Perversionen beschuldigt. Wir glauben mit Unrecht. Wir sind nicht der Meinung, daß Rousseau nicht einige Abenteuer zu verzeichnen hat, aber der wesentliche Charakter seiner Sexualität ist seine Hemmung, im Zusammensein mit einem Manne oder einer Frau ein Gespräch zu führen. Die Wahrheit ist, daß Rousseau in seiner Entwicklung auf einer infantilen Stufe stehen geblieben und infolge des in ihm wirkenden Verbotes Mann zu werden, nicht zur normalen Sexualbefriedigung kommen konnte. Es genügt, die Stellen der „Bekenntnisse“ nachzulesen, die seine Beziehungen mit der hübschen Zuletta aus Venedig oder mit Madame de Warens zum Gegenstande haben, um sich davon überzeugen zu lassen:

„Die Padoana, zu der wir gingen, hatte ein ziemlich hübsches, sogar schönes Äußere, aber sie war keine Schönheit, wie sie mir gefiel. Dominico ließ mich bei ihr. Ich ließ Sorbet kommen, ließ sie etwas vorsingen und wollte mich nach einer halben Stunde entfernen, wobei ich einen Dukaten auf den Tisch legte; aber sie hatte die sonderbare Bedenklichkeit, ein Geschenk anzunehmen, das sie nicht verdient hatte, und ich die sonderbare Torheit, ihre Bedenklichkeit zu heben. Ich kehrte nach dem Palast zurück, überzeugt, daß ich übel angekommen wäre, daß ich sofort nach meiner Heimkunft den Wundarzt holen ließ, um ihn um Tisanen zu bitten. Nichts kann der unbehaglichen Stimmung gleichkommen, in der ich mich drei Wochen lang befand; ohne daß irgendein wirkliches Unwohlsein, irgendein sichtliches Zeichen sie rechtfertigte. Ich konnte nicht begreifen, daß man ungestraft aus den Armen der Padoana kommen könnte. Sogar der Wundarzt hatte alle erdenkliche Mühe, mich wieder zu beruhigen. Er konnte nur dadurch zum Ziele gelangen, daß er mir einredete, ich hätte eine so eigentümliche Natur, daß ich nicht leicht angesteckt werden könnte, und obgleich ich mich vielleicht weniger als irgendein anderer Mann dazu hergegeben habe, die Wahrheit seiner Behauptung zu erproben, so sehe ich sie doch deshalb für erwiesen an, weil meine Gesundheit in dieser Beziehung nie gelitten hat. Dieser Wahn hat mich indessen nie verwegen gemacht, und wenn mir die Natur diesen Vorzug in der Tat verliehen hat, so kann ich sagen, daß ich ihn nicht mißbraucht habe.

Mein anderes Abenteuer, obgleich ebenfalls mit einer Kurtisane, war sehr verschiedener Art sowohl hinsichtlich der Veranlassung als auch der Folgen. Wie ich

bereits mitgeteilt, hatte mir der Kapitän Olivet an Bord seines Schiffes ein Mahl gegeben, wozu ich den Sekretär der spanischen Gesandtschaft mitgenommen hatte. Ich rechnete darauf, mit Kanonenschüssen salutiert zu werden. Die Mannschaft bildete zu unserem Empfange Spalier, aber kein Schuß wurde abgefeuert. Um Carrios willen, der sich sichtlich ein wenig verletzt fühlte, war mir dies demütigend, um so mehr, da man auf den Kauffahrteischiffen den Kanonensalut Leuten zugestand, welche mit uns sicherlich nicht auf gleicher Rangstufe standen; überdies glaubte ich, von dem Kapitän eine Auszeichnung wohl verdient zu haben. Ich konnte mich nicht verstellen, weil es mir stets unmöglich ist, und obgleich das Mahl sehr gut war und Olivet einen sehr vortrefflichen Wirt machte, war ich bei Tische anfangs mißgestimmt, aß wenig und sprach noch weniger.

Bei der ersten Gesundheit erwartete ich wenigstens eine Salve: nichts. Carrio, der in meiner Seele las, lachte, als er mich wie ein Kind schmallen sah. Bald nach Beginn des Mahles nehme ich wahr, daß eine Gondel naht. „Fürwahr, mein Herr“, sagte der Kapitän zu mir; „seien Sie auf Ihrer Hut, der Feind rückt an“. Ich frage ihn, was er damit sagen wolle; er antwortet mit einem Scherzworte. Die Gondel legt an, und ich sehe eine blendend schöne, junge Person in höchst koketter Kleidung sehr schnell aussteigen, die in drei Sprüngen mitten im Eßsalon steht. Sie saß an meiner Seite, ehe ich noch bemerkt hatte, daß man dort ein Kuvert für sie hingestellt. Sie war ebenso reizend wie lebhaft, eine Brünette von höchstens zwanzig Jahren. Sie sprach nur italienisch; ihr Ton allein hätte hingereicht, mir den Kopf zu verdrehen. Mitten im Essen, mitten im Plaudern sieht sie mich an, betrachtet mich einen Augenblick scharf und mit dem Rufe: „O heilige Jungfrau, mein teurer Brémond, wie lange ich dich nicht gesehen habe!“ wirft sie sich mir dann in die Arme, drückt ihren Mund auf den meinen und preßt mich an sich, als wollte sie mich ersticken. Ihre großen, schwarzen, orientalischen Augen schleuderten förmlich Feuerstrahlen in mein Herz, und obgleich die Überraschung mich zuerst etwas aus der Fassung brachte, so loderte meine Sinnlichkeit doch bald auf, und zwar bis zu dem Grade, daß trotz der Zuschauer mich die Schöne bald selbst im Zaume halten mußte, denn ich war berauscht oder vielmehr rasend. Als sie mich auf dem Punkte sah, auf dem sie mich haben wollte, beobachtete sie in ihren Liebkosungen mehr Maß, aber nicht in ihrer Lebhaftigkeit, und als sie sich herbeiließ, uns die wahre oder nur ersonnene Ursache dieser unbändigen Leidenschaftlichkeit zu erklären, sagte sie, daß ich einem Herrn von Brémond, dem toskanischen Zolldirektor, täuschend gliche; sie wäre ganz vernarrt in ihn gewesen und liebe ihn noch immer; sie hätte ihn verlassen, weil sie eine Närrin wäre; sie nähme mich an seiner Stelle und wollte mich lieben, weil es ihr so gefiele, deshalb müßte ich sie auch lieben, so lange es ihr anstände, und wenn sie sich von mir wieder abwenden würde, sollte ich mich in Geduld fassen, wie ihr treuer Brémond getan hätte. Und wie gesagt, so getan. Sie nahm Besitz von mir, als wäre ich ihr Leibeigener, gab mir ihre Handschuhe, ihren Fächer, ihren Hut zu verwahren, befahl mir, hierhin oder dorthin zu gehen, dieses oder jenes zu tun, und ich gehorchte. Sie forderte mich auf, ihre Gondel zurückzuschicken, da sie sich der meinigen bedienen wollte, und ich tat es. Sie verlangte, ich sollte Carrio meinen Platz einräumen, weil sie mit ihm zu reden hätte, und ich war folgsam. Sie plauderten sehr lange und ganz leise zusammen, und ich ließ sie gewähren. Sie rief mir und ich kam zurück. „Hör', Zanetto“, sagte sie zu mir, „ich will nicht auf französische Weise geliebt werden, schon das würde gleich kein gutes Ende nehmen, im ersten Augenblick der Langeweile geh' deiner Wege; aber bleibe nicht auf halbem Wege stehen, das rate ich dir“. Nach dem Mahle gingen wir, uns die Glashütte in Murano anzusehen. Sie kaufte eine Menge kleine

Nippsachen, die sie uns ohne Umstände bezahlen ließ, aber überall gab sie Trinkgelder, die sich höher beliefen als alle unsere sonstigen Ausgaben. Aus der Gleichgültigkeit, mit der sie ihr Geld fortwarf und uns das unserige fortwerfen ließ, konnte man ersehen, daß es keinen Wert für sie hatte. Wenn sie sich bezahlen ließ, geschah es, wie ich glaube, mehr aus Eitelkeit als aus Habsucht: den Preis, den man für ihre Gunst gab, legte sie sich zum Ruhme aus.

Am Abend brachten wir sie nach Hause zurück. Während ich mit ihr plauderte, bemerkte ich zwei Pistolen auf ihrer Toilette. „Ei“, sagte ich, eine ergreifend, „das ist ja ein Schönpflasterkästchen neuer Art; dürfte man wissen, wozu es dient? Ich kenne doch andere Waffen an Ihnen, die besser Feuer geben, als diese hier.“ Nach einigen Scherzen in demselben Tone sagte sie in einem natürlichen Stolze, der sie noch reizender machte, zu uns: „Wenn ich Leuten, die ich nicht liebe, meine Gunst erweise, so lasse ich sie die Langeweile, welche sie mir bereiten, bezahlen; nichts ist billiger; aber wenn ich mich auch ihren Zärtlichkeiten geduldig überlasse, so will ich doch ihre Gewalttätigkeit nicht geduldig ertragen, und ich werde den ersten, der gegen mich fehlt, nicht verfehlen.“

Beim Scheiden hatte ich ihre Empfangsstunde am nächsten Tage von ihr erfahren. Ich ließ sie nicht warten. Ich fand sie in *vestito di confidenza*, in einem mehr als galanten Nachtkleide, wie man es nur in den südlichen Ländern kennt, und mit dessen Beschreibung ich keine Zeit verlieren will, obgleich ich mich desselben nur zu gut erinnere. Ich begnüge mich damit, anzugeben, daß ihre Manschetten und Busenkrausen mit einem Seidenstreifen eingefaßt waren, der einen reichen Besatz von rosafarbenen Schleifen hatte. Das scheint mir ein gutes Mittel, eine schöne Haut noch mehr zu heben. Später gewährte ich, daß es in Venedig Mode war, und es bringt einen so reizenden Eindruck hervor, daß es mich wunder nimmt, diese Mode noch nicht in Frankreich eingeführt zu sehen. Ich hatte keine Vorstellung vom Sinnengenusse, der meiner wartete. In dem Entzücken, welches die Erinnerung an Frau von Larnage noch bisweilen in mir erweckt, habe ich ihrer erwähnt; aber wie alt und häßlich und kalt war sie gegen meine Zuletta! Man würde sich vergeblich bemühen, sich eine Vorstellung von den Reizen und der Anmut dieses bezaubernden Mädchens zu machen, stets würde man von der Wahrheit weit entfernt bleiben; die jugendlichsten Klosterjungfrauen sind weniger frisch, die Schönheiten des Serails weniger lebhaft, die Houris des Paradieses weniger verführerisch. Nie bot sich dem Herzen und den Sinnen eines Sterblichen ein süßerer Genuß dar. Ach, wenn ich nur wenigstens verstanden hätte, ihn einen einzigen Augenblick voll und ganz auszukosten!... Ich kostete ihn, aber ohne Reiz; alle seine Wonne stumpfte ich ab und ertötete sie, als ob ich Freude daran fände. Nein, die Natur hat mich nicht zum Genusse geschaffen. Während sie in mein Herz das Verlangen nach einem solchen unaussprechlichen Glücke gelegt, hat sie gleichzeitig in meinen armen Kopf das Gift geträufelt, es mir zu vergällen.

Wenn es in meinem Leben einen Umstand gibt, der als ein treues Bild meines Charakters dienen kann, so ist es der, welchen ich zu erzählen im Begriffe stehe. Die Klarheit, mit der ich mir in diesem Augenblicke den Zweck meines Buches vergegenwärtige, wird mich hier über alles falsche Schicklichkeitsgefühl hinwegsetzen, das mich von der Erfüllung desselben zurückhalten könnte. Wer ihr auch sein möget, die ihr einen Menschen vollkommen kennenlernen wollt, leset dreist die folgenden zwei oder drei Seiten; ihr werdet einen genauen Einblick in Jean Jacques Rousseaus Charakter gewinnen.

Ich trat in das Zimmer einer Kurtisane wie in das Heiligtum der Liebe und der Schönheit; ich glaubte, deren Gottheit in ihrer Person zu erblicken. Nie hätte ich

geglaubt, daß man ohne Erfurcht und Achtung solche Empfindungen, wie sie mir einflößte, haben könnte. Kaum hatte ich bei den ersten Vertraulichkeiten den Wert ihrer Reize und Liebkosungen erkannt, als ich mich aus Furcht, ihre Frucht schon vorher zu verlieren, beeilen wollte, sie zu pflücken. Aber anstatt der Flammen, die mich verzehrten, fühle ich plötzlich eine tödliche Kälte durch meine Adern fließen, meine Beine beginnen zu zittern, und, krankhaft erregt, setze ich mich nieder und weine wie ein Kind.

Wer würde wohl die Ursache meiner Tränen und das, was mir in diesem Augenblick durch den Kopf ging, erraten können? Ich sagte mir: dieses Mädchen, das sich mir willenlos hingibt, ist das Meisterwerk der Natur und der Liebe; Geist, Körper, alles in ihm ist vollendet; es ist ebenso gut und edelmütig, wie es lebenswürdig und schön ist; die Großen, die Fürsten, müßten seine Sklaven sein; die Zeppter müßten zu seinen Füßen liegen. Und trotzdem ist es eine elende, liederliche Dirne, für jeden käuflich; der Kapitän eines Kauffahrteischiffes verfügt über dasselbe; es wirft sich mir an den Kopf, mir, der, wie es weiß, nichts besitzt, mir, dessen Wert, den es nicht zu erkennen vermag, in seinen Augen nichtig sein muß. Es liegt darin etwas Unbegreifliches. Entweder täuscht mich mein Herz, bezaubert meine Sinne und überliefert mich den Fallstricken einer unwürdigen Vettel, oder irgendein geheimer, mir unbekannter Fehler muß die Wirkung der Reize des Mädchens zerstören und diejenigen mit Widerwillen gegen dasselbe erfüllen, welche es sich streitig machen müßten. Mit einer merkwürdigen Anstrengung des Geistes begann ich nun diesen Fehler zu suchen, und es kam mir nicht einmal in den Sinn, daß er in einer venerischen Krankheit liegen könnte. Die Frische ihrer Haut, der rosige Anhauch ihrer Gesichtsfarbe, das blendende Weiß ihrer Zähne, die Reinheit ihres Odems, die über ihre ganze Person gebreitete Sauberkeit hielten mir diesen Gedanken so fern, daß ich, seit der Padoana noch immer im Zweifel über meinen Gesundheitszustand, eher darüber unruhig war, ob auch ich für sie gesund genug wäre; und ich bin völlig überzeugt, daß mich mein Vertrauen in dieser Hinsicht nicht täuschte.

Diese so rechtzeitig angebrachten Überlegungen regten mich dergestalt auf, daß mir die Tränen aus den Augen strömten. Zulietta, welcher dies sicherlich ein in dieser Lage ganz neues Schauspiel war, wurde einen Augenblick betreten. Aber nachdem sie einmal einen Gang durch das Zimmer gemacht und dabei an ihrem Spiegel vorübergeschritten war, begriff sie, und meine Augen bestätigten es ihr, daß Widerwille an dieser Grille keinen Anteil hätte. Es wurde ihr nicht schwer, dieselbe zu verscheuchen und diese kleine Beschämung zu vergessen; aber als ich eben in Begriff stand, ermattet auf diesen Busen zu sinken, der zum ersten Male den Mund und die Hand eines Mannes zu dulden schien, gewahrte ich, daß ihre eine Brust keine Warze hatte. Ich erschrecke, sehe genau hin und glaube zu bemerken, daß diese Brust nicht wie die andere gebildet ist. Sofort sinne ich nach, wie man eine Brust ohne Warze haben könne, und überzeugt, daß es von irgendeinem bedeutenden Naturfehler herühren müßte, hänge ich diesem Gedanken so lange nach, bis es mir klar wie der Tag wird, daß ich in der reizendsten Person, die ich mir vorzustellen vermochte, nur eine Art Ungeheuer in meinen Armen hielt, den Abschaum der Natur, der Menschen und der Liebe. Ich trieb die Dummheit so weit, von dieser warzenlosen Brust mit ihr zu reden. Anfangs nahm sie die Sache scherzhaft auf, und in ihrer mutwilligen Laune sagte und tat sie Dinge, daß die Liebe mich hätte töten müssen; da aber immer noch ein Rest von Unruhe in mir zurückgeblieben war, den ich ihr nicht verheimlichen konnte, sah ich, wie sie endlich errötete, ihre Kleider wieder in Ordnung brachte, sich erhob und sich, ohne ein einziges Wort zu sagen, an das Fenster setzte. Ich wollte mich an ihre Seite setzen, sie entfernte sich, ließ sich auf einem Ruhe-

bette nieder, stand schon den nächsten Augenblick wieder auf, und indem sie sich Luft zufächelnd im Zimmer auf und ab ging, sagte sie zu mir mit kaltem und verächtlichem Tone: *Zanetto, lascia le donne, et studia la matematica.*

Ehe ich sie verließ, bat ich sie um eine Zusammenkunft am nächsten Tage, die sie auf den dritten Tag verschob, indem sie mit einem ironischen Lächeln hinzufügte, Ruhe müßte mir ja ein Bedürfnis sein. Ich verbrachte diese Zeit in großer Unruhe, das Herz voll von ihren Reizen und ihrer Anmut. Ich war mir meiner Albernheit bewußt und machte sie mir zum Vorwurfe, bedauerte die so übel angewandten Augenblicke, die ich zu den süßesten meines Lebens hätte machen können und sehnte mit lebhaftester Ungeduld die Stunde herbei, wo ich das Verlorene wieder gut machen könnte, und nichtsdestoweniger noch immer unruhig, wie sich die unvergleichlichen Eigenschaften dieses anbetungswürdigen Mädchens mit der Unwürdigkeit ihres Gewerbes in Einklang bringen ließen. Ich lief, ich flog zu der verabredeten Stunde zu ihr. Ich weiß nicht, ob ihr feuriges Temperament mit diesem Besuche zufrieden gewesen wäre, ihr Stolz wäre es wenigstens gewesen, und ich fand schon im voraus einen köstlichen Genuß darin, ihr auf alle mögliche Weise zu zeigen, wie ich mein Unrecht wieder gut zu machen wüßte. Sie ersparte mir diesen Beweis. Der Gondolier, den ich nach der Landung zu ihr hinaufschickte, berichtete mir, sie wäre schon den Tag vorher nach Florenz zurückgereist. Wenn ich meine ganze Liebe zu ihr nicht bei ihrem Besitz empfunden hatte, so fühlte ich sie gar schmerzlich jetzt bei ihrem Verluste. Mein unverständiges Bedauern hat mich nie verlassen. So liebenswürdig und reizend sie in meinen Augen auch war, konnte ich mich über ihren Verlust zwar trösten; worüber ich mich indessen nicht beruhigen konnte, das ist, wie ich gestehe, das quälende Gefühl, daß sie nur eine verächtliche Erinnerung meiner mit fortgenommen hat.“

2) Die phantastisch-physische Kastration.

Sie kam insbesondere zum Ausdruck nach dem Tode von Claude Anet. Sie kennen die Geschichte. Bevor Madame de Warens zur Mutter Jean Jacques wurde, hatte sie einen Mann zum Freunde, dem Rousseau immer die höchste Achtung gezollt hat, obwohl er bei Madame de Warens nur den Dienst eines Kammerdieners zu versehen schien. Dieser Mann, dessen Charakter außergewöhnlich edel gewesen sein muß, war für Madame de Warens Freund und Vertrauensperson geworden. In Wirklichkeit lag die Leitung ihrer Geschäfte, ihres Vermögens in seinen Händen und er leistete ihr die größten Dienste. Nachdem er sich entschlossen hatte, sich irgendeinem Studium hinzugeben und von einem gelehrten Professor dazu aufgemuntert worden war, begann er leidenschaftlich Botanik zu treiben. Auf einem seiner Forschungsausflüge erkältete er sich und starb bald darauf. Madame de Warens und Jean Jacques standen sich allein gegenüber.

Solange Claude Anet am Leben war, fühlte sich Rousseau in seinen Beziehungen mit Madame de Warens nicht zu sehr gehemmt: alles geschah mit der diskreten Zustimmung Claudes. Jean Jacques schildert die ziemlich heikle Lage der drei Freunde mit folgenden Worten:

„Auf diese Weise entspann sich unter uns dreien ein geselliges Verhältnis, wie es vielleicht ohne Beispiel auf Erden dasteht. Alle unsere Wünsche, unsere Sorgen, unsere Herzensregungen waren gemeinschaftlich; nichts davon ging über unseren kleinen Kreis hinaus. Die Gewohnheit des Zusammenlebens, und zwar des ausschließlichen Zusammenlebens wurde so stark, daß, wenn bei unseren Mahlzeiten einer von uns dreien fehlte oder ein Vierter hinzukam, alles gestört war, und uns trotz unserer besonderen Liebesverhältnisse unsere Zusammenkünfte unter vier Augen weniger süß waren als unser aller Zusammensein. Was unter uns jeden Zwang verhütete, war ein großes gegenseitiges Vertrauen, und was jede Langweile verhütete, war unsere ununterbrochene Beschäftigung.“

Aber mit dem Tode Anets änderte sich alles. Rousseau ging auf Reisen, wobei das bescheidene Vermögen von Madame de Warens vergeudet wurde. Als Entschuldigung schob er vor, das Geld würde sonst Gaunern in die Hände gefallen sein. Gleichzeitig taucht bei Jean Jacques ein seltsames Symptom auf. Er verschwendet nicht bloß das Geld seiner Mama für zwecklose Reisen, sondern er stiehlt es ihr sogar und versteckt es, womit er unzweideutig beweist, daß es das Geld und nichts anderes ist, was ihn bei Madame de Warens interessiert. Als er dann auf diese Weise das, was ihm Anet hinterlassen hatte, sich zu Nutzen machte, empfand er, mit sich unzufrieden, Gewissensbisse, „von den Sachen seines Freundes profitiert zu haben“, und wurde von einer eigentümlichen Krankheit befallen: Hören Sie Rousseau selber und achten Sie auf die Mitteilung einer äußerst symbolischen und bezeichnenden Tatsache, welche er der Schilderung des Leidens vorausschickt:

„Ich kaufe ein Schachbrett, kaufe die Figuren, schließe mich in mein Zimmer ein, bringe Tage und Nächte damit zu, alle Züge auswendig zu lernen, sie wohl oder übel meinem Kopfe einzutrichtern und fort und fort allein zu spielen. Nach zwei oder drei Monaten dieser allerliebsten Arbeit und ganz undenkbarer Anstrengungen gehe ich abgemagert, gelb und fast stumpfsinnig nach dem Kaffeehause. Ich mache einen neuen Versuch und spiele wieder mit Herrn Bagueret; er besiegt mich einmal, zweimal, zwanzigmal; in meinem Kopfe hatten sich die vielen Berechnungen dergestalt verwirrt und meine Einbildungskraft war so erloschen, daß ich nur noch eine Wolke vor mir sah. So oft ich mich nach den Büchern Philiodors oder Stamma auf einzelne Züge habe einüben wollen, ist es mir in gleicher Weise ergangen; von Ermüdung erschöpft, fühlte ich mich schwächer als vorher. Ob ich übrigens das Schach eine Zeit lang ruhen ließ oder es mit Leidenschaft spielte, so bin ich doch seit dieser ersten Sitzung nie einen Schritt weiter gekommen, und ich habe mich stets auf demselben Punkte befunden, auf dem ich stand, als ich sie beendete. Und wenn ich mich Tausende von Jahrhunderten übte, würde ich es doch nie weiter bringen, als Bagueret einen Turm vorgeben zu können. Das ist eine herrliche Anwendung der Zeit, wird man sagen. Und dazu habe ich nicht wenig darauf verwendet. Ich endete diesen ersten Versuch erst, als ich nicht mehr die Kraft besaß, ihn fortzusetzen. Als ich wieder aus meinem Zimmer unter die Menschen kam, hatte ich das Aussehen eines Ausgegrabenen, und hätte ich es so fortgetrieben, wäre ich nicht lange

als ein Ausgegrabener umhergewandelt. Es ist, wie man zugeben wird, schwer, und zumal in der Zeit der vollsten Jugendkraft schwer, daß ein solcher Charakter den Körper stets in gesundem Zustande läßt.

Die Abnahme meiner Gesundheit wirkte auf meine Laune und mäßigte die Glut meiner Hirngespinnste. Da ich mich schwächer fühlte, wurde ich ruhiger und verlor ein wenig meine Reisewut. Häuslicher geworden, wurde ich nicht von Langeweile, sondern von Schwermut erfaßt. Krankhafte Launen folgten auf die Leidenschaften; meine Abgespanntheit ging in Trübsinn über; ich weinte und stöhnte über nichts; ich fühlte mein Leben dahinschwinden, ohne es genossen zu haben; ich seufzte über den Zustand, in dem ich meine arme Mama lassen würde, über den, in welchen ich sie im Begriffe sah zu versinken; mein einziger Kummer war, wie ich dreist behaupten kann, sie in dem Augenblicke verlassen zu müssen, wo sie am beklagenswertesten war. Endlich wurde ich ernstlich krank. Sie pflegte mich, wie nie eine Mutter ihr Kind gepflegt hat, und das war für sie selbst gut, da sie dadurch von ihren Entwürfen abgelenkt und von den Projektenmachern ferngehalten wurde. Welch ein süßer Tod, wäre er damals eingetreten! Hatte ich wenig von den Gütern des Lebens genossen, so hatte ich doch auch wenig von Übeln, die es mit sich bringt, erduldet. Meine friedliche Seele konnte ruhig heimgehen ohne alle Bitterkeit über die Ungerechtigkeit der Menschen, die das Leben und den Tod vergiftet. Ich hatte den Trost, mich in der besseren Hälfte meines Selbst zu überleben; das hieß kaum sterben. Ohne die Unruhe, die mir ihr Schicksal einflößte, wäre mein Tod ein ruhiges Hinüberschlummern gewesen, und selbst diese Unruhe hatte einen rührenden und zärtlichen Gegenstand, der ihre Bitterkeit milderte. Ich sagte zu ihr: „Mein ganzes Sein lege ich in deine Hand; handle so, daß es glücklich ist!“ Zwei- oder dreimal, als ich mich am schlimmsten befand, litt es mich nicht länger im Bette, ich erhob mich des Nachts und schleppte mich in ihre Kammer, um ihr Ratschläge über ihre Handlungsweise zu geben, die, wie ich wohl sagen darf, richtig und vernünftig waren, und denen sich der Anteil, den ich an ihrem Schicksale nahm, deutlicher zeigte als alles andere. Als wären die Tränen meine Nahrung und mein Heilmittel gewesen, gewann ich Kraft durch die, welche ich, auf ihrem Bette sitzend und ihre Hände in den meinigen haltend, bei ihr und mit ihr weinte. Die Stunden flogen in diesen nächtlichen Unterredungen dahin, und ich kehrte in besserem Befinden als ich gekommen war, von ihnen zurück. Zufrieden und durch ihre Versprechungen wie durch die Hoffnungen, die sie in mir erweckt, beruhigt, schlief ich mit Frieden im Herzen und voll Ergebung in die Vorsehung. Wolle Gott, daß nach so vielen Ursachen das Leben zu hassen, nach so vielen Stürmen, die das meinige bewegt und es mir zur Last gemacht haben, der Tod, der ihm ein Ende machen wird, mir ein ebenso wenig grausamer sei, als er es mir in jenen Augenblicken gewesen wäre . . .

. . . Die Landluft gab mir indessen meine Gesundheit nicht wieder. Ich siechte nur immer mehr dahin. Ich konnte die Milch nicht vertragen und mußte ihrem Genusse entsagen. Damals war die Wasserkur in die Mode gekommen; ich warf mich also auf das Wasser und in so unbesonnener Weise, daß mit meinen Leiden auch beinahe noch mein Leben ein Ende genommen hätte. Jeden Morgen, nachdem ich aufgestanden war, ging ich mit einem Becher zur Quelle und trank, dabei umherwandelnd, nach und nach gewiß zwei ganze Flaschen. Dem Tischwein entsagte ich ganz und gar. Das Wasser, welches ich trank, war wie die meisten Gebirgswässer, hart und schwer verdaulich. Kurz, ich stellte es so gut an, daß ich mir in weniger als zwei Monaten den Magen vollständig verdarb, der bis dahin sehr gut gewesen war. Da ich nichts mehr verdauen konnte, sah ich ein, daß ich auf Heilung nicht länger rechnen durfte. In der nämlichen Zeit traf bei mir eine Erscheinung ein, die

an und für sich wie durch die Folgen, die nur mit meinem Tode aufhören werden, höchst sonderbar war.

Eines Morgens, als ich mich nicht unwohler als gewöhnlich befand, und eben eine kleine Tischplatte auf ihr Fußgestell legte, fühlte ich in meinem ganzen Körper eine plötzliche und fast unbegreifliche Veränderung. Ich kann sie nicht besser als mit einer Art Sturm vergleichen, der sich in meinem Blute erhob und sich in einem Augenblick über alle meine Glieder verbreitete. Meine Adern begannen mit einer solchen Gewalt zu schlagen, daß ich ihr Pochen nicht allein fühlte, sondern auch hörte, und namentlich das Klopfen in den Kopfarterien. Dazu gesellte sich ein starkes Ohrensausen, und in ihm ließ sich etwas Dreifaches oder Vierfaches unterscheiden, nämlich ein tiefes und dumpfes Brausen, ein Murmeln, heller wie von rieselndem Wasser, ein sehr scharfes Pfeifen und das eben erwähnte Herzklopfen, dessen Schläge ich leicht zählen konnte, ohne erst meinen Puls zu fühlen oder meinen Körper mit den Händen zu berühren. Dieser lärmende Aufruhr in meinem Innern war so gewaltig, daß er mir die frühere Feinheit des Gehörs raubte und mich zwar nicht taub, aber doch harthörig machte, wie ich es seitdem geblieben bin.

Man kann sich meine Überraschung und meinen Schrecken vorstellen, ich hielt mich für dem Tode nah und legte mich zu Bette; der Arzt wurde geholt, ich erzählte ihm zitternd mein Leiden, das mir unheilbar schien. Ich glaube, er teilte meine Ansicht, aber er tat, was sein Beruf mit sich brachte. Er hielt mir lange Vorträge, von denen ich keine Silbe verstand, darauf begann er zufolge seiner erhabenen Theorie die Experimentalkur in *anima vili*, die es ihm an mir zu versuchen einfiel. Sie war so schmerzhaft, so widerlich und hatte so wenig Erfolg, daß ich ihrer bald müde wurde, und als ich nach Verlauf einiger Wochen bemerkte, daß ich mich nicht besser und nicht schlechter befand, verließ ich das Bett und nahm meine gewöhnliche Lebensweise trotz dem Schlagen meiner Arterien und meines Ohrensausens wieder auf, das mich von da an, das heißt seit dreißig Jahren, nicht eine Minute verlassen hat.

Bis dahin war ich ein großer Schläfer gewesen. Die vollkommene Schlaflosigkeit, welche alle diese Krankheitserscheinungen begleitete und sie bis jetzt beständig begleitet hat, bestärkte mich vollends in der Überzeugung, daß mir nur noch wenig Zeit zu leben blieb. Diese Überzeugung beruhigte mich auf einige Zeit über die Sorge für meine Genesung. Da ich mein Leben nicht verlängern konnte, beschloß ich, die kurze Lebenszeit, die mir noch vergönnt war, bestmöglich auszukaufen, und das ermöglichte mir eine besondere Begünstigung der Natur, die mich in einem so traurigen Zustande mit den Schmerzen verschonte, die er dem Anscheine nach hätte hervorrufen müssen. Ich war von dem ewigen Sausen belästigt, litt aber nicht darunter; es war mit keiner anderen bleibenden Unbequemlichkeit verbunden als des Nachts mit Schlaflosigkeit und mit einem stets kurzen Atem, der aber nicht bis zum Asthma ausartete und sich nur fühlbar machte, wenn ich laufen oder eine angestrengte Arbeit verrichten wollte.

Das Leiden, das meinem Körper hätte tödlich werden müssen, tötete nur meine Leidenschaften, und wegen der glücklichen Wirkungen, die es auf meine Seele ausübte, segne ich den Himmel jeden Tag dafür. Ich kann wohl sagen, daß ich erst zu leben anfang, als ich mich als einen toten Mann betrachtete. Indem ich den Dingen, von denen ich scheiden sollte, ihren wahren Wert zuerkannte, begann ich mich mit edleren Pflichten zu beschäftigen, mich gleichsam schon im voraus denen überlassend, die ich nun bald zu erfüllen haben würde, und die ich bis dahin arg vernachlässigt hatte. Ich hatte mir die Religion oft nach meiner Weise ausgelegt, war aber nie ganz ohne Religion gewesen. Deshalb fiel es mir weniger schwer, auf diesen, für so viele Leute abstoßenden, Gegenstand zurückzukommen, der aber für alle, denen er eine

Quelle des Trostes und der Hoffnung bildet, so süß ist. Bei dieser Gelegenheit war mir Mama weit nützlicher, als es mir alle Theologen gewesen wären.“

Sie sehen, wie Rousseau durch diese Reaktion dazu gekommen ist, seine Leidenschaften zu ersticken, sich zu kastrieren, weil er von den zurückgelassenen Dingen Anets (sein Rivale, sein Vater) hatte profitieren wollen. Diese Krankheit hat ihn sein ganzes Leben lang gemartert. In einer gewissen Phase seines Lebens war er daran, von seiner Krankheit geheilt zu werden, nämlich zur Zeit, als er sich nach Montpellier begab, um sich dort behandeln zu lassen und auf dem Wege dorthin Madame de Larnage begegnete, die sich seiner annehmen wollte und mit der sich, dank der Initiative der Dame, alles aufs beste wendete. In seiner Begeisterung vergißt er sowohl seine Krankheit als Madame de Warens. Er gibt sich darüber selber Rechenschaft und ahnt, daß Madame de Larnage oder eine andere Frau ihn weit besser heilen würde als alle Ärzte, die Männer. Er begibt sich trotzdem nach Montpellier, wo man ihn als einen eingebildeten Kranken behandelt, und nachdem er einmal den Kontakt mit Madame de Larnage verloren hat, fällt er wieder in seinen früheren Zustand zurück und beklagt sich über einen Polypen am Herzen, den man entfernen sollte. Er drückt so symbolisch den Wunsch aus, sich kastriert, der Männlichkeit, seines Geschlechtes, befreit zu sehen.

Rousseau ist ein Impotenter gewesen; bewußt hätte er wohl ein Mann sein wollen, — er hat alles getan, um es zu scheinen, — aber er brachte es nicht fertig. Er litt in jeder Hinsicht an einer Verhaltung der Gefühle. Im unmittelbaren Kontakte mit den Dingen entbehrte er jeglicher Spontaneität. Die Harnverhaltung, die ihm so viel Sorgen gemacht hat, ist analogen Ursprungs, sowie auch seine Ängstlichkeit und seine Neigung, sich beständig von einer Anzahl Ärzte sondieren zu lassen. Keiner von ihnen verstand übrigens den Grund seines Leidens, das heißt, warum er sondiert werden wollte.

Jean Jacques ist infolge dieses Verzichtes auf die Männlichkeit notwendigerweise ein affektiv Zurückgebliebener, ein Kind geblieben. Deshalb bedurfte er einer barmherzigen Mutter, die sich mit ihm abgab. Ohne ihren Beistand blieb ihm nichts übrig als sich dahinsiechen zu lassen. So betrachtet, verstehen wir auch sein egoistisches Betragen seinen Adoptivmüttern gegenüber. Alles hat er von ihnen angenommen, ohne ihnen je etwas zurückzugeben. Sogar seine seltsame Handlungsweise in Geldsachen wird uns so verständlich, denn vom Standpunkte der Affektivität aus bedeutet das Geld für den Erwachsenen, was die Mutter dem Kinde galt.

Wir wollen nicht auf die Einzelheiten dieses Verhaltens eingehen, da es uns heute zu weit führen würde, obwohl wir von hier aus in die Lage kämen, die Betteleien und Diebstähle Rousseaus zu verstehen. Begnügen wir uns, darauf hinzuweisen, daß ein Mann, der nicht das Recht besitzt, den Kampf mit dem Leben aufzunehmen, sein Brot nicht verdienen kann und auf die Barmherzigkeit anderer angewiesen ist. Wir möchten ferner bemerken, daß er es nicht fertig bringt, seine Frau und Kinder unter seinen Schutz zu nehmen und ihnen seine Liebe zu schenken. Therese war die Dienstmagd Rousseaus; seine Kinder hat er dem Fürsorgeamt übergeben, dazu ist nicht einmal bewiesen, daß es die seinigen waren. Wir müssen hier die Geschichte mit Marion erwähnen und bei dieser Gelegenheit Rousseau gegen sich selbst in Schutz nehmen. Er wirft sich dieses Erlebnis als eine der größten Gemeinheiten seines Lebens vor und doch werden Sie nach allem, was Sie gehört haben, begreifen, daß ihm seine „Tugend“ untersagte, anders als auf diese widerliche Art zu handeln. Gestatten Sie mir, ihm wieder das Wort zu geben:

„Ach, daß ich mit allem, was ich von meinem Aufenthalte bei Frau von Vercellis zu erzählen hatte, doch hiemit zu Ende wäre! Aber wenn mein Seelenzustand auch anscheinend unverändert blieb, so verließ ich ihr Haus doch nicht, wie ich in daselbe eingetreten war. Ich nahm aus ihm die unauslöschliche Erinnerung an ein Verbrechen und das unerträgliche Gewicht der Reue mit fort, die noch immer am Ende von vierzig Jahren auf meinem Gewissen lastet und deren Bitterkeit, statt abzunehmen, sich mit dem zunehmenden Alter unaufhörlich steigert. Wer sollte meinen, daß der Fehler eines Kindes so grausame Folgen haben könnte! Und gerade über diese mehr als wahrscheinlichen Folgen wird mein Herz sich nie zu trösten imstande sein. Ich bin vielleicht die Ursache gewesen, daß ein liebenswürdiges, sitzames, achtbares Mädchen, das sicherlich viel mehr wert war als ich, in Schande und Elend untergegangen ist.

Die Auflösung eines Haushaltes wird immer mit einiger Verwirrung und dem Verluste mancher Sachen verbunden sein. Gleichwohl war die Treue der Dienstleute und die Wachsamkeit des Herrn und der Frau Lorenzi so groß, daß von dem Inventarium nichts fortkam. Jungfer Pontal allein verlor ein kleines, schon altes, rosa- und silberfarbiges Band. Viel andere, bessere Sachen waren mir zugänglich; dieses Band allein reizte mich, ich stahl es, und da ich es nicht sorgfältig verbarg, fand man es bald. Man wollte wissen, wo ich es genommen hatte. Ich werde verlegen, stottere und sage endlich errötend, Marion habe es mir gegeben. Marion war ein junges, aus Maurienne stammendes Mädchen, das Frau von Vercellis zu ihrer Köchin erhoben hatte, als sie auf Verzicht auf alle Tafelfreuden ihre bisherige entließ, da sie mehr guter Suppen als feiner Ragouts bedurfte. Marion war nicht allein hübsch, sondern hatte auch eine Frische der Gesichtsfarbe, wie man sie nur im Gebirge findet, und besonders etwas so Sittsames und Sanftes, daß man sie nicht sehen konnte, ohne sie lieb zu gewinnen. Überdies war sie ein gutes, bescheidenes Mädchen und von erprobter Treue. Deshalb überraschte es, als ich sie angab. Da man mir nicht weniger Vertrauen schenkte als ihr, hielt man es für wichtig, festzustellen, wer von

uns beiden der Dieb wäre. Man ließ sie kommen; die Versammlung war zahlreich, selbst der Graf della Rocca war zugegen. Sie erscheint, man zeigt ihr das Band; mit Frechheit klage ich sie an; sie wird betreten, schweigt und wirft mir einen Blick zu, der die Teufel würde entwaffnet haben, aber auf mein unmenschliches Herz ohne Eindruck bleibt. Sie leugnet endlich mit Festigkeit, aber ohne leidenschaftliche Festigkeit, wendet sich an mich, ermahnt mich, in mich zu gehen, ein unschuldiges Mädchen, das mir nie etwas zuleide getan hat, nicht zu entehren, und ich, ich bestätige mit einer wahrhaft höllischen Schamlosigkeit meine Erklärung und behaupte ihr ins Gesicht, sie habe mir das Band gegeben. Das arme Mädchen brach in Tränen aus und sagte zu mir nur: „Ach, Rousseau, ich hielt dich für einen guten Menschen. Du machst mich sehr unglücklich, aber ich möchte nicht an deiner Stelle sein.“ Dies war alles. Sie fuhr fort, sich mit eben so großer Einfachheit wie Festigkeit zu verteidigen, aber ohne sich die geringste Schmähung gegen mich zu erlauben. Diese Mäßigung meinem bestimmten Tone gegenüber gab ihr Unrecht. Es schien gegen die Natur zu streiten, daß man auf der einen Seite eine so teuflische Unverschämtheit und auf der anderen eine so englische Sanftmut annehmen sollte. Man schien nicht zur völligen Entscheidung zu kommen, aber das Vorurteil war für mich. In der Unruhe, in der man sich damals befand, nahm man sich nicht die Zeit, die Sache gründlich zu untersuchen, und der Graf della Rocca beschränkte sich darauf, uns beide zu entlassen und zu sagen, daß das Gewissen des Schuldigen den Unschuldigen hinreichend rächen würde. Seine Voraussagung war nicht grundlos; sie erfüllt sich einen Tag wie den anderen an mir . . .

. . . Bei dem eben abgelegten habe ich die Wahrheit rund herausgesagt, und man wird sicherlich nicht finden, daß ich hiebei die Schwärze meiner Schandtat beschönigt habe. Allein ich würde den Zweck dieses Buches nicht erfüllen, wenn ich nicht zugleich meine innere Gesinnung erklärte, und wenn ich Scheu trüge, mich bei dem zu entschuldigen, was die volle Wahrheit ist. Nie war ich von einer wirklich boshaften Gesinnung freier als in jenem grausamen Augenblick, und so sonderbar es auch klingt, so ist es doch wahr, daß, als ich dieses unglückliche Mädchen anklagte, die Schuld in meiner Freundschaft für dasselbe lag. Meine Gedanken weilten bei ihm; ich schob die Schuld auf den ersten Gegenstand, der mir vorschwebte. Ich klagte es an, das, was ich tun wollte, getan und mir das Band gegeben zu haben, weil meine Absicht war, es ihm zu geben.“

Die Erklärungen Rousseaus gehen an der Wahrheit vorbei. Für jeden, der mit seinem Konflikt vertraut ist, liegt es auf der Hand, daß sich Jean Jacques einer Frau wegen (Marion), in die er verliebt war, nicht mit dem Meister (Vater) entzweien konnte und seine krankhafte Moralität ihn dazu trieb, eher die Frau zu verlieren (Marion, Julie, die Mutter) als sich mit dem Vater zu überwerfen. So hat er sich unbewußt von Marion mit derselben grausamen Unbarmherzigkeit losgerissen wie von seiner Sexualität, gemäß seines Schicksals, welches ihn dazu verurteilte, die natürliche Ordnung der Dinge zu stören.

In seinem Traume allein, in den unbedingten Weiten der Phantasie, konnte Rousseau zum Manne werden und seine Dichtung zeugt von der vollen Macht seiner potentialen Männlichkeit.

Sein „Discours sur l'inégalité“ hat ihm Gelegenheit gegeben, seiner Auflehnung gegen die Menschheit, die Unterdrücker, Ausdruck zu geben, Auflehnung, welche durch jenen Teil seines Unbewußten bedingt war, welcher ihn zwang, sein Haupt zu beugen. Sein „Emile“ sollte ihm erlauben, den Versuch einer Selbstheilung zu unternehmen, seine Kindheit zu reproduzieren, um zu untersuchen, wie er hätte glücklich werden können.

Denn Rousseau war sich seiner Krankheit bewußt — wenigstens in gewissen Augenblicken seines Lebens — und jedes Mal, wenn er seinen Konflikt in der Dichtung oder im Leben reproduzierte, war es, um einen Ausweg zu finden. So hat die Untersuchung, welche er über seinen eigenen Fall gemacht hat, ihn in verschiedener Hinsicht zum Vorläufer der Psychoanalyse gemacht. Er hatte sogar die Idee zu einem Arbeitsplane gefaßt, der einem ganz speziellen Zwecke dienen sollte. Geben wir ihm das Wort:¹

„Ich dachte an ein drittes Buch, zu welchem mir an mir selbst gemachte Beobachtungen die Hauptidee geliefert hatten, und ich verspürte um so größeren Mut, mich daran zu machen, als ich zur Annahme berechtigt war, damit ein der Menschheit wirklich nützlich Buch zu schreiben, ja sogar eines der nützlichsten, das man ihr schenken konnte, insofern die Ausführung des Planes würdig war, den ich mir vorgezeichnet hatte. Man hat die Beobachtung machen können, daß die meisten Menschen oft im Leben sich selber unähnlich sind und sich in ganz verschiedene Menschen umzuwandeln scheinen. Das Buch sollte nicht geschrieben werden, um etwas Bekanntes festzusetzen. Ich hatte einen neueren und wichtigeren Gegenstand: die Ursachen dieser Wandlungen zu suchen und mich an die von uns Abhängigen zu halten, um zu zeigen, wie sie von uns geleitet werden können, um uns besser und sicherer zu machen. Denn es besteht kein Zweifel, daß es dem ehrbaren Manne schwer fällt, schon völlig ausgebildeten Begierden, die er beherrschen soll, zu widerstehen, als diesen selben Begierden schon im Anfangsstadium vorzubeugen, sie zu wandeln oder zu modifizieren, insofern es ihm möglich ist, sie bis dorthin zurückzuverfolgen. Ein in Versuchung fallender Mann widersteht einmal, weil er stark ist; er erliegt ihr ein andermal, weil er schwach ist. Würde er derselbe geblieben sein wie vorher, so wäre er nicht unterlegen.“

Indem ich mich selber sondierte und bei den anderen erforschte, welches der Grund für diese verschiedenen Handlungsweisen ist, fand ich, daß sie zum großen Teil vom früheren Eindruck äußerer Objekte abhängig sind, und da diese letzteren beständig durch unsere Sinne und Organe modifiziert werden, wir, ohne es zu bemerken, die Wirkungen dieser Wandlungen in unserem Denken, in unseren Gefühlen, ja selbst in unseren Handlungen tragen. Die erstaunenswerten und zahlreichen Beobachtungen, die ich gesammelt hatte, standen über aller Kritik; infolge ihrer physischen Prinzipien schienen sie mir zur Schaffung eines äußeren Regimes geeignet, welches bei Anpassung an die Umstände die Seele in den der Tugend günstigsten Zustand versetzen könnte oder sie darin behalten dürfte. Wie viele Seitensprünge würde man für die Vernunft gewinnen, wie viele Laster würde man verhindern aufzukeimen, wenn man es fertig brächte, die animalische Ökonomie zu zwingen, die

1) Siehe „Emile“.

sittliche Ordnung zu begünstigen, auf welche jene so oft störend wirkt. Die Klimata, die Jahreszeiten, die Töne, die Farben, die Dunkelheiten, das Licht, die Elemente, die Speisen, der Lärm, das Schweigen, die Bewegung, die Ruhe, alles wirkt auf unsere Maschine und infolgedessen auf unsere Seele; überall finden wir tausende fast gesicherte Gelegenheiten, die Gefühle, von denen wir uns beherrschen lassen, in ihrem Anfangsstadium zu leiten. Dies war die Fundamentalidee, von der ich schon eine Skizze aufs Papier geworfen hatte, und von der ich eine um so sichere Wirkung auf die ehrbaren Leute erwartete, die aufrichtig der Tugend nachstreben und ihrer Schwäche mißtrauen, als es mir leicht schien, darüber ein Buch zu schreiben, das ebenso angenehm zu lesen sein würde wie es angenehm zu verfassen war. Ich habe indessen wenig an diesem Werke gearbeitet. Sein Titel war: „Die sensitive Moral oder der Materialismus der Weisen.“

Die Triebe und Konflikte des Menschen in ihrem Anfangsstadium zu modifizieren, wenn es dem Menschen offen stände bis dorthin zurückzugreifen: diesem Wunsche gab Rousseau im „Emile“ Ausdruck, dies ist aber auch das Ziel der Psychoanalyse, wenn sie innerhalb des Rahmens einer Behandlung den infantilen Konflikt reproduziert, der zu einer Verbiegung der Triebentwicklung Anlaß gegeben hat. Diese Reproduzierung muß die Gelegenheit schaffen, den unbewußt gebliebenen Konflikt verständlich zu machen. Ist dieser Konflikt einmal bewußt geworden, so kann er auf normale Weise erledigt werden.

Rousseau verspürte das Bedürfnis, von seinem Zustande befreit zu werden, denn er fühlte nur zu gut, daß es ihm nicht möglich war, seine volle, wirkliche Kraft auszunutzen. Sein Kontakt mit den Ärzten hat ihm aber nicht erlaubt, für sie eine große Achtung zu gewinnen. Wir begreifen dies sehr leicht, denn es ist noch nicht lange her, seit man diese eigenartigen Zustände zu verstehen beginnt, welche einem Manne ein normales Leben zur Unmöglichkeit machen.

Zusammenfassend können wir also sagen, daß der Zustand Rousseaus sich dadurch kennzeichnete, daß es sich um einen Fall von latenter Homosexualität mit Zwangshandlungen und hysterieartigen Reaktionen handelte, und dies bei einem Manne, dessen Bewußtes sich gegen die Behandlung, welche ein Teil seiner Persönlichkeit ihm auferlegte, beständig auflehnte. Diese Auflehnung wird zur Empörung des Verfolgten gegen die Verfolger, die nichts anderes sind als der Vater, mit dem Rousseau erfolglos den Konflikt seiner Kindheit zu lösen versucht hat. So ist er im Verfolgungswahne untergegangen, nachdem er kein Mittel unversucht gelassen hatte, ihm zu entgehen.

Die Dichtung hat es ihm ermöglicht, ihn besser zu ertragen. Das Verständnis seines Konfliktes ist die beste Voraussetzung, um dem literarischen

Werke Rousseaus gerecht zu werden. Auch für seinen politischen Standpunkt ist der Konflikt von einer außerordentlichen Tragweite. Er hat ihn zum Wortführer aller Unterdrückten gemacht, zum Wortführer derer, die es nicht fertig bringen, sich ihrer Tyrannen zu entledigen und die Heilung ihrer Leiden im Rousseauschen Kommunismus suchen (Ehe zu dritt). Es war zu erwarten, daß diese Lösung, welche für Rousseau nur eine unvollkommene und erfolglose Bemühung der Neurose bedeutete, weder in individueller noch in sozialer Hinsicht angemessen war.

Vom psychoanalytischen Standpunkte aus ist es wahrscheinlich, daß man Rousseau von seiner Neurose hätte heilen können; in diesem Falle würde seine freigelegte Energie eine andere Richtung eingeschlagen haben.

Wir mußten uns damit begnügen, unser Thema nur in großen Linien darzustellen.

Psychoanalytische Biographik

Goethe

THEODOR REIK: Warum verließ Goethe Friederike? Geheftet M. 6.—, Ganzleinen M. 8.—

Inhalt: Dichtung und Wahrheit — Ein alter Mann erzählt die Geschichte seiner Liebe — Die Gründe der Trennung — Die Verkleidung — Der Kindtaufkuchen — Chronologische und andere Verwirrung — Die Kußangst — Sexualität und Gewissensangst — Der junge Goethe erzählt ein Märchen — Der Dichter über die „Neue Melusine“ — Der Schatten des Vaters — Der Text der Zwangsbefürchtung — Capriccio doloroso — Freundliche Vision — „Frohe und dankbare Gefühle nach dem Sturm“ — Coda

PHILIPP SARASIN: Goethes Mignon. Eine psychoanalytische Studie. Geheftet M. 2.60, Ganzleinen M. 4.—

Inhalt: Vorbemerkung — I) Der Meisterroman — II) Goethes Jugendgeschichte — III) Ergänzungen zur Jugendgeschichte. Knabenmärchen. Die französischen Schauspieler. Zum frühen Tode der Geschwister Goethes — IV) Analytische Deutung der dramatischen Momente. Das Seiltänzermilieu. Mignon und Cornelia. Die Vateridentifizierung — V) Analytische Deutung der lyrischen Momente — VI) Zusammenfassung

Fechner

IMRE HERMANN: Gustav Theodor Fechner. Eine psychoanalytische Studie über individuelle Bedingtheiten wissenschaftlicher Ideen. Geheftet M. 3.—, Ganzleinen M. 4.60

Inhalt: Biographisches — Die schwere Krankheit — Die Idee der Psychophysik — Die „Tagesansicht“ — Das Formale im Denken Fechners — Die Begabungsgrundlagen — Fechner als Vorläufer psychoanalytischer Ideen

Lassalle

ERWIN KOHN: Lassalle — der Führer. Geheftet M. 4.—, Ganzleinen M. 6.—

Inhalt: Die psychologische Entstehung des Führers — II) Die psychologische Technik der Führung bei Lassalle — III) Das Liebesschicksal Lassalles — IV) Die psychische Struktur des Führertums bei Lassalle — V) Die Nachfolge Lassalles und das Ende der Organisation

Jean Jacques Rousseau

Eine
psychoanalytische
Studie

Von

René Laforgue

Paris

Internationaler Psychoanalytischer Verlag

W i e n